

DAVID



TIT

PESSACH
5779

INHALT

Stephan TEMPL DIE SYNAGOGEN DER PRAGER VORSTÄDTE	4
Rabbiner Joel BERGER Pessach 5779/2019	6
Tina WALZER DAS STEINERNE PRAG	8

Die Redaktion

Die jüdische Kulturzeitschrift DAVID feiert ihr 30-jähriges Bestehen

10

Christian KLÖSCH Levi Strauss (1829-1903) Der Erfinder der Jeans	28
Monika KACZEK Mensch sein ist von allem die Hauptsache	30
Tina WALZER Gotthold Ephraim Lessing und die Juden	34
Erwin A. SCHMIDL Vor 70 Jahren: Das Ende des Israelischen Unabhängigkeitskrieges 1949	38
Marianne ENIGL „Die Flucht-Bücher sind immer bei mir“	40
Stephan TEMPL Wie ich zu einem Tschechen wurde Der Schriftsteller, Drehbuchautor und Regisseur Jindřich Mann	42
Albert RAMAJ Johanna Jutta Neumann im Interview	46
Rudolf STUMBERGER Die Flüchtlinge von Tarsia	50
Ursula PROKOP Die Synagoge von Trenčín	52
Karl E. GRÖZINGER Judentum – Einheit trotz Vielfalt? Teil 2	54
Marianne ENIGL Bilder moderner Gesellschaften	58
Tina WALZER Der jüdische Friedhof in Mattersburg	60
Ingrid OBERNDORFER Die Synagoge Gänserndorf	62
Tina WALZER Die jüdischen OeNB-Gründungsaktionäre	66
Alexandra KLEI Nicht realisierte Synagogen	68
Alexander ESTIS Zahl des Entsetzens	72
Fabian BRÄNDLE „Altneuland“ Zur Geschichte des Sinai 1967 - 1982	74
Monika KACZEK „Füge keinen Schmerz zu“	76
Monika KACZEK „In Bezug auf das eigene Leben darf man sich Sentimentalität nicht zugestehen“	77
Monika KACZEK Eine Stimme, die uns fehlt	78
Monika KACZEK In memoriam Georg Haber s.A. (1938 - 2019)	79
Die REDAKTION Würdigungen	79
Neue Bücher	81



Die Synagoge
in Praha-Karlín.



Die Synagoge in Praha-Michle, Frontansicht.



Die Synagoge in Praha-Michle, Seitenansicht.

Und vielleicht war der Satz: „Meister, die Zeit des Morgengebets ist gekommen“ nur ein Lösungswort, dass eine Gefahr lauerte? War es vielleicht so, dass der Aufstand gegen Rom in dieser Nacht vorbereitet wurde? Wer könnte das heute noch mit Sicherheit bestätigen? – Die grausame Hinrichtung Rabbi Akibas auf dem Scheiterhaufen durch die Römer scheint diese Vorstellung zu bestärken.

Das Pessachfest lehrt, dass die Freiheit eines jeden Menschen und die Notwendigkeit der Befreiung eines jeden Unterdrückten aus dem Sklavenhaus Ägyptens wie aus einem Musterbeispiel abgeleitet werden sollte. Und daher lesen wir auch das Schriftwort zur Befreiung in der Haggada:

„... Und wenn dich heute dein Kind fragen wird: Was bedeutet dieses Fest der Ungesäuerten Brote? so sollst du ihm sagen: „Der Herr hat uns mit mächtiger Hand aus dem Haus der Knechtschaft geführt und uns befreit.“ (2.B.M. 13:14)

Die Befreiung ist damit als Heilsgeschehen, als Ausgangspunkt zur Offenbarung am Berge Sinai zu verstehen. Und es soll alljährlich im Volksgedächtnis wachgerufen und vergegenwärtigt werden, wenn wir am Sederabend des Pessachfestes beieinander am Festtisch sitzen und über den Auszug unseres Volkes aus Ägypten und über seine Geschichte erzählen, wie es uns die Tora gebietet. (2.B.M. 13:8)

In jüngster Zeit schliessen wir den Sederabend nach der Lesung der Haggada mit dem dreifachen Aufruf:

Leschana haba'a Bi'Jeruschalajim! Möge es uns vergönnt werden, das kommende Jahr in Jerusalem zu verbringen!

IMPRESSUM

DAVID – Jüdische Kulturzeitschrift; www. davidkultur. at
Medieninhaber, Herausgeber und Verleger: DAVID – Jüdischer Kulturverein;
A-2490 Ebenfurth, Leithastr. 22;
Telefon & Fax: +431 1888 69 45; Mobil: +43699130 20 230,
E-mail: office@davidkultur.at

Chefredakteur: ADir. i.R. Regierungsrat Ilan Beresin
Redaktion: Evelyn Ebrahim Nahooray, B.A., Monika Kaczek,
Ing. Turgut Mermertas, HR Dr. Christoph Tepperberg, Mag. Tina Walzer,
Lektorat: Monika Kaczek, HR Dr. Christoph Tepperberg, Mag. Tina Walzer.
Freie Mitarbeiter: Dr. Domagoj Akrap, Dr. Evelyn Adunka, Univ.-Prof. Dr.
Wolfgang Benz, Rabbiner Dr. Joel Berger, Eva Beresin, Dr. Annette Buss-
mann, Dr. Marianne Enigl,
Michael Friedmann, Dr. Gregor Gatscher- Riedl, Dr. Pierre Genée, Mag. Dr.
Alfred Gerstl, MIR., Mag. Dr. Gerald Gneist, Dr. Gustav C. Gressel, Dr. Micha-
el Halevy, Rabbiner Mag. Schlomo Hofmeister, Frank Jödicke, Mag. Kerstin
Kellermann, Dr. Tirza Lemberger,
HR Dr. Hubert Michael Mader, Karl Pfeifer, Emine Mermertas, Mag. Dr.
Ursula Prokop,
Univ.-Dozent HR Dr. Erwin Schmidl, Mag. Bernd Schuchter, Dr. Iris Sonder,
Charles Joseph Steiner, Thomas Varkonyi, MA, MinR Gerhard Zirbs, B.A.
EDV-Koordination, Design und grafische Gestaltung:

Eva Beresin, Ing. Turgut Mermertas
Offenlegung gem. § 25 Mediengesetz:
Medieninhaber, Herausgeber und Verleger: DAVID – Jüdischer Kulturverein;
A-2490 Ebenfurth, Leithastrasse 22.

VORSTAND:

Präsident: ADir. i.R. Regierungsrat Ilan Beresin, Stv.: Monika Kaczek,
Kassier: MinR Gerhard Zirbs, B.A., Kassier-Stv.: HR Dr. Christoph Tepperberg,
Schriftführer: Dr. Christoph Tepperberg, Schriftführer-Stv. MinR Gerhard
Zirbs, BA,

Rechnungsprüfer: Mag. Dr. Gerald Gneist.

Zweck: Information der Mitglieder und Freunde des Jüdischen Kulturverei-
nes DAVID.

Grundlegende Richtung:

Überparteiliche und überregionale jüdische Kulturzeitschrift.
Abonnementpreis: 4 Ausgaben | EUR 40,- (Ausland zzgl. Spesen).

Bankverbindung: ERSTE BANK

IBAN: AT05 2011 1310 0515 1078; SWIFT-Code: GIBAATWW.

Druck und Endherstellung:

Universitätsdruckerei Klampfer GmbH, A-8181 St. Ruprecht/Raab,
Barbara-Klampfer-Str. 347, Tel.: 03178/28 555, Fax.: 03178/28 555-6(8)
Für nicht verlangte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernom-
men.

Die Redaktion behält sich das Recht vor, Manuskripte zu kürzen bzw. zu
ändern.

Beiträge von Gastautoren müssen nicht die Meinung der Redaktion
wiedergeben.



Katholische Kirche
in Oberösterreich



**Im Namen der
Katholischen Kirche
in Oberösterreich
wünsche ich allen
Leserinnen und Lesern
ein frohes Pessachfest –
„Pessach sameach!“**

Manfred Scheuer

**Manfred Scheuer,
Bischof von Linz**

slowakei, Tomáš Garrigue Masaryk (1850 - 1937), der, wo er konnte, gegen antisemitische Tendenzen auftrat. Prag wurde zur Zufluchtsstätte Verfolgter aus NS-Deutschland. John Heartfield kam genauso hierher wie sein Bruder, der Verleger Wieland Herzfelde, wie Oskar Kokoschka, Ernst Bloch oder Stefan Heym. Die ausgebürgerten Brüder Heinrich und Thomas Mann erhielten die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft.

Genau ein Jahr nachdem die Nationalsozialisten in Österreich an die Macht gekommen waren, wurde Prag von den Wehrmachts-Truppen des NS-Staats besetzt, und die Szenen wiederholten sich. Vor der Deportation wurden die Prager Juden in *Sammelwohnungen* gepfercht - groteskerweise im Gebiet der ehemaligen Prager *Judenstadt*, die seit der Assanierung um die Jahrhundertwende zu einer der teuersten Wohngegenden der Stadt avanciert war (und es heute noch ist). Die Synagogen wurden bewahrt, denn sie sollten nach dem *Endsieg* und der Ausrottung der Juden als Erinnerung von dieser „verrückten“ Rasse Zeugnis geben.

Überleben im Kommunismus

Einige tausend Juden, die meist in *Mischehen* lebten, überstanden den *Holocaust* in Prag. Nur wenige Flüchtlinge kehrten zurück: Pogrome wie jenes im slowakischen Topolčany vom September 1945 sowie der drei Jahre später stattgefundene Putsch der Kommunisten gaben keinen Anlass. Zwar unterstützte die Tschechoslowakei kurzfristig den gerade gegründeten Staat Israel mit Waffen, doch spätestens seit der ersten Wahl in Israel, bei der die kommunistische Partei eine

herbe Niederlage erleben musste, wandte sich das Blatt. Nun wurden Persönlichkeiten jüdischer Herkunft als Staatsfeinde gebrandmarkt und in *Schauprozessen* hingerichtet, wie Rudolf Slánský 1952. Die Leichenasche wurde dann zur Streuung eisglatter Landstrassen benutzt. Das kommunistische Regime sollte in der Zeit seines 40-jährigen Bestehens mehr Synagogen in Böhmen und Mähren dem Erdboden gleichmachen, als es die Nazis getan hatten. Grabsteine - die oft einzigen Zeugen jüdischen Lebens - wurden skartiert, zu Pflastersteinen zertrümmert. Mit ihnen wurde dann die Prager Flaniermeile *Graben* gepflastert. Das geschah nur wenige Jahre vor dem Ende des *Arbeiter- und Bauernstaates*, der noch, in seinen letzten Zuckungen liegend, im Rahmen der „Aktion Spinne“ begann, eine *Judenkartei* anzulegen, die den *Nürnberger Rassegesetzen* folgte. Angeblich wurde diese Aktion nach der *Samtenen Revolution* 1989 beendet.

Seit dem Präsidenten Václav Havel (1936 - 2011) sind diese Diskriminierungen vorbei. Die winzige jüdische Gemeinde, deren Mitglieder vor allem aus der ehemaligen Karpaten-Ukraine stammen, kann wieder an die Öffentlichkeit treten. Die einstige *Judenstadt* und ihr einzigartiges Museum sind zu Touristenmagneten geworden, Bücher wie Angelo Ripellino's weitverbreitetes Buch „Das Magische Prag“ bestimmen mit ihren *Golem-Mythen* und Verklärungen das Touristikkonzept zum *Jüdischen Prag*. Bemerkenswert sind die Bemühungen, die jüdischen Friedhöfe und die Synagogen der ehemals böhmischen und mährischen Landgemeinden zu restaurieren.

Neue Impulse für die steirischen Regionen:

30 Millionen m²

für schnelle und einfache Betriebsansiedelungen



- 12 Millionen Euro für Standortentwicklung
- Schnelle Abwicklung ohne lange bürokratische Verfahren
- Chancen durch neue Verkehrsachsen (Koralmbahn, Semmering, ...)
- Arbeitsplätze
- Beste Infrastruktur
- Langfristige Flächenvorsorge

KONTAKT UND RÜCKFRAGEN: Abteilung 17 Landes- und Regionalentwicklung, Trauttmansdorffgasse 2, 8010 Graz, Tel: 0316/877-3644, E-Mail: abteilung17@stmk.gv.at

 Das Land
Steiermark
→ Regionen

RZEITSCHRIFT DAVID IRIGES BESTEHEN



Evelyn Ebrahim-Nahooray ist von allen derzeitigen Mitarbeitern am längsten beim DAVID. Sie studierte Geschichte und Judaistik und war danach in der Universitätsbibliothek Wien tätig. Auch seit ihrer Übersiedlung nach Paris unterstützt sie die Zeitschrift weiterhin redaktionell als Auslandskorrespondentin.

„Auch für langjährige Mitarbeiter bietet jedes neue Heft die Möglichkeit, die eigenen Kenntnisse zu erweitern.“



Monika Kaczek ist seit 1993 Mitarbeiterin der Universität für angewandte Kunst Wien in der Abteilung Kulturwissenschaften. Während des Studiums der Geschichte und Judaistik in Wien und Köln arbeitete sie in einem Rechercheprojekt über jüdische Friedhöfe in Niederösterreich. Von 1996 bis 2013 war sie Programmdirektorin des Jüdischen Filmfestivals Wien. Ihre Arbeit umfasst unter anderem Assistenz und Recherchetätigkeiten bei Ausstellungs- und Forschungsprojekten der Universität für angewandte Kunst Wien (z.B. Games – Kunst und Politik der Spiele, Kunsthalle Karlsplatz 2008; Spiele der Stadt, WienMuseum 2012/2013).

„Jeder Beitrag und jede Rezension, die ich für die Zeitschrift DAVID verfasse, bietet mir auch die Möglichkeit, mich mit neuen Themen und Unbekanntem zu befassen.“



Tina Walzer ist Historikerin und Autorin, ihre Forschungsschwerpunkte sind die jüdischen Friedhöfe Österreichs und die vergleichende europäisch-jüdische Kulturgeschichte seit dem 18. Jahrhundert. Buchveröffentlichungen u.a. Der jüdische Friedhof Währing in Wien. Entwicklung des Areals, Zerstörungen der NS-Zeit, Status quo (2011); zuletzt für die Festschrift Caminos de Leche y Miel für Michael Studemund-Halévy (2018) die Studie: Vier Jahrhunderte zwischen Anpassung und Selbstbewusstsein. Grabmonumente sefardischer Familien auf jüdischen Friedhöfen in Wien. Im DAVID-Redaktionsteam arbeitet Walzer seit 1996 mit und ist mit der Text- und Bildredaktion sowie dem Druckkorrekturat betraut. Daneben verfasst sie für die Zeitschrift kulturhistorische Beiträge und berichtet über neueste Forschungsergebnisse.

„Der Moment, wenn ich das erste Exemplar des frisch gedruckten DAVID-Heftes in Händen halte, bleibt atemberaubend: Ein Wunder ist geschehen – wie haben wir das wieder geschafft! Jede Ausgabe öffnet neue Einblicke in spannende Welten und unvermutete Zugänge zu den vielfältigen Aspekten der jüdischen Kultur.“



„Wir haben im Kampf gegen Antisemitismus eine historische Verantwortung“

Sehr geehrte Damen und Herren!

Das Ge- und Bedenkjahr 2018 ist vorüber und so könnte man meinen, auch die Gedenkkultur wieder bei Seite legen zu können.

100 Jahre Gründung der Ersten Republik und 80 Jahre Anschluss, sowie Novemberprogramm 1938 waren mithin die wichtigsten Gedenktage 2018. Gedenken darf sich aber nicht nur an kalendarischen Gegebenheiten orientieren und in formelhaft geprägten Statements erschöpfen. Gedenken ist vielmehr ein permanenter Kreislauf, der sich vor allem auch mit den Herausforderungen der Gegenwart auseinandersetzen muss.

Es war mir deshalb ein besonderes Anliegen, im Spätsommer 2018 eine Untersuchung zum Thema Antisemitismus in Auftrag zu geben.

Antisemitismus und seine unterschiedlichen Formen nehmen in vielen europäischen Staaten einen wichtigen Standpunkt in der öffentlichen Diskussion ein. Allerdings wurden in Österreich in den letzten Jahren keine Untersuchungen zum Phänomen des Antisemitismus durchgeführt. Es war daher notwendig, valides Datenmaterial auf Grundlage der empirischen Sozialforschung zu erheben, um eine faktenbasierte Diskussion führen zu können. Die nun vorliegende Studie bietet uns nun die Grundlage einen gesamtgesellschaftlichen Ansatz im Vorgehen gegen jegliche Form des Antisemitismus zu finden und gemeinsam nachhaltige Lösungsansätze zu entwickeln.

Die Ergebnisse der Studie zeigen in der Entwicklung der letzten Jahrzehnte sowohl Licht, als auch Schatten. Bei Betrachtung der Ergebnisse muss ein harter Bodensatz von etwa 10% der in Österreich lebenden Menschen angenommen werden. Allerdings ist diese Zahl, wie die vorliegende Studie klar aufzeigt, in den letzten Jahrzehnten rückläufig. Mit grosser Sorge müssen wir jedoch zur Kenntnis nehmen, dass antisemitische Einstellungen bei Menschen mit arabischsprachigem oder türkischsprachigem Hintergrund in Österreich weit verbreitet sind. Vor dieser Entwicklung dürfen wir nicht die Augen verschliessen, sondern müssen in einem holistischen Ansatz Wege finden, um Vorurteile aufzubrechen und den sozialen Frieden in unserem Land zu sichern.

Es ist daher von besonderer Bedeutung mit allen Religionsgemeinschaften, aber auch mit allen politischen Parteien, der Bundesregierung und den Landesregierungen den Kontakt zu suchen und gemeinsame Lösungen zu erarbeiten.

Der Kampf gegen Antisemitismus ist Teil unserer historischen Verantwortung. Eine Verantwortung, die wir vor allem gesamtgesellschaftlich begegnen müssen, um nachhaltige Lösungen für die Zukunft zu erarbeiten.

Ich wünsche abschliessend allen ein schönes und friedvolles Pessachfest 5779.

Wolfgang Sobotka
Präsident des Nationalrates der Republik Österreich



REPUBLIK ÖSTERREICH
Parlament

Europawahl

26. Mai 2019


Was muss ich wissen?

Alle Informationen rund um die Europawahl unter:
www.europa-wahl.at


Sie haben Fragen ...


- an den Bundeskanzler
- an die Bundesministerin für Frauen, Familien und Jugend
- an den Bundesminister für EU, Kunst, Kultur und Medien
- zu aktuellen Themen der Regierungspolitik
- zur Europäischen Union
- zur öffentlichen Verwaltung in Österreich
- zu Familienleistungen des Bundes (z. B. Familienbeihilfe)
- zu Anlaufstellen und Services für Mädchen und Frauen

Bürgerinnen- und Bürgerservice

 0800 222 666*
Mo bis Fr: 8–16 Uhr


 service@bka.gv.at


 Bundeskanzleramt
Ballhausplatz 1
1010 Wien

 +43 1 531 15-204274


*gebührenfrei aus ganz Österreich


Frauenservice

 0800 20 20 11*
Mo bis Do: 10–14 Uhr
Fr: 10–12 Uhr

 frauenservice@bka.gv.at

Familienservice

 0800 240 262*
Mo bis Do: 9–15 Uhr

 familienservice@bka.gv.at

ENTGELTLICHE EINSCHALTUNG

Wir freuen uns auf Ihre Fragen und Anliegen!

 Bundesministerium
Öffentlicher Dienst
und Sport

Kinder Gesund Bewegen

Foto: © Fotolia/Isakov Filimonov

Eine Initiative
des Sportministers

Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) empfiehlt: Kinder und Jugendliche sollten täglich mindestens 60 Minuten aktiv sein!



MITEINANDER MEHR BEWEGEN.



fitsportaustria.at

Die gezielte Zusammenarbeit von Kindergarten, Schule und Sport ist der wichtigste Ansatz für mehr Bewegung im Alltag von Kindern und Jugendlichen. Daher forciert der Sportminister die Bemühungen der Initiative „Kinder gesund bewegen“.

ENTGELTLICHE EINSCHALTUNG DES BM6DS

bmdw.gv.at

Die Digitalisierung macht unser Leben schneller und dynamischer.

Da tut es gut, Tempo rauszunehmen und sich auf auf Traditionen und Feierlichkeiten zu besinnen.



ENTGELTICHE EINSCHALTUNG © Grüssi/ahf

 **Bundesministerium Digitalisierung und Wirtschaftsstandort**

Die Bundesministerin für Digitalisierung und Wirtschaftsstandort und alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Hauses wünschen den Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift David sowie der gesamten jüdischen Gemeinde Österreichs ein schönes und frohes Pessach-Fest.

Informationen zum Serviceangebot des BMDW finden Sie unter: www.bmdw.gv.at


bmeia.gv.at

Fröhliches Pessach!

Pessach sameach!



ENTGELTICHE EINSCHALTUNG

 **Bundesministerium Europa, Integration und Äußeres**

„Zu Pessach kommen in vielen Ländern Familien und Freunde zusammen, um Freiheit und Emanzipation zu feiern. Freiheit und Emanzipation sind nicht selbstverständlich, und es ist unsere tägliche Aufgabe, für diese beiden Säulen unserer Gesellschaft zu kämpfen. In diesem Sinn wünscht das BMEIA allen Mitgliedern jüdischer Gemeinden in Österreich und allen Juden in der Welt ein frohes Pessach-Fest. **Pessach sameach!**“

Die Wirtschaftskammer Österreich wünscht der Jüdischen Gemeinde ein schönes Pessach-Fest.



Unsere besten Wünsche zum Pessachfest!

Pessach ist das höchste Fest der Juden so wie Ostern das höchste Fest der Christen ist. Beide Gedächtnisfeiern stehen im Zentrum des Glaubens dieser Weltreligionen.

Dabei erinnern die Christen im Gottesdienst der Osternacht auch an den Auszug des Volkes Israel aus Ägypten.

Auf dem Pessachtisch darf Lammfleisch nicht fehlen. Und auf welchem christlichen Ostertisch steht kein mit Staubzucker bestreutes gebackenes Lamm? Auch daran kann man sehen, dass die Juden die „älteren Brüder“ der Christen sind, dass wir uns verbunden sind.

Den jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern wünscht das Land Tirol ein friedvolles und frohes Pessachfest.



**Bundesministerium
Öffentlicher Dienst
und Sport**

Das Bundesministerium für öffentlichen Dienst und Sport wünscht allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern ein schönes und friedliches Pessach-Fest!

Der jüdischen Kulturzeitschrift DAVID herzliche Gratulation zum 30. Geburtstag!

Aktuelle Infos zu den Themen öffentlicher Dienst und Sport finden Sie auf bmoeds.gv.at

**Bundesministerium
Verkehr, Innovation
und Technologie**

Das bmvit fördert Innovationen und Technologien für die Zukunft

Weltweit stehen Staaten und Gesellschaften vor grossen Herausforderungen: Das Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie (bmvit) begegnet diesen Herausforderungen mit der gezielten Förderung von Innovationen und neuen Technologien. Mehr zu aktuellen Ausschreibungen und Förderungen erfahren Sie unter www.bmvit.gv.at

Auf diesem Weg wünschen die VertreterInnen des bmvit den Mitgliedern der jüdischen Gemeinde Österreichs und insbesondere allen LeserInnen der Zeitschrift DAVID ein schönes Pessach-Fest.



© Corbis Photography

DI Elisabeth Olischar, BSc
Clubobfrau der ÖVP Wien

„Der Rathausklub Wien und die
Bezirksvorsteherinnen und Bezirksvorsteher
der Volkspartei Wien wünschen
allen Leserinnen und Lesern des DAVID
ein frohes Pessach-Fest.“



© Sabine Klimpt

Anlässlich des Pessach-Festes möchte ich den Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID und allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern namens des ÖVP-Parlamentsklubs ein schönes und fröhliches Fest im Kreis von Familie und Freunden wünschen. Wir alle halten den Wunsch nach einem friedlichen Zusammenleben in unseren Herzen. In Dialog und Verständnis für einander können wir den Grundstein dazu legen.
Schalom!

August Wöginger
ÖVP-Klubobmann



Chag kasher v'sameach!

Liebe jüdische Freunde im deutschsprachigen Raum,
Ihnen allen ein frohes Pessach-Fest

Ihr

Dr. Markus Söder, MdL
CSU-Vorsitzender
Bayerischer Ministerpräsident



Das Pessachfest erinnert als Fest der Freiheit an den Auszug der Juden aus Ägypten. Pessach soll auch daran erinnern, dass es nicht selbstverständlich ist, seinen Glauben praktizieren zu können. Deshalb ist es Tag für Tag unsere Aufgabe, unseren jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern Freiheit und Sicherheit zu geben, ihren Glauben ohne Angst leben zu können.

Ich wünsche allen Jüdinnen und Juden in der Steiermark, in Österreich und weltweit ein wunderschönes Pessachfest im Kreise ihrer Freunde und Familien in Freiheit und Sicherheit sowie allen Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID freudvolle Festtage.

Mit herzlichen Grüßen

Mag. Michael Schickhofer
Landeshauptmann-Stellvertreter
der Steiermark

sozialministerium.at

Servicestellen im Überblick

österreichweit – kostenlos – barrierefrei



Bundesministerium
Arbeit, Soziales, Gesundheit
und Konsumentenschutz

Service für Bürgerinnen und Bürger des Sozialministeriums

Mo bis Fr 8:00 bis 16:00 Uhr

01 71100-86 22 86

buergerservice@sozialministerium.at

Broschürens-service

Bestellservice des Sozialministeriums

Mo bis Fr 8:00 bis 16:00 Uhr

01 71100-86 25 25

broschuerenservice@sozialministerium.at

Allgemeine Informationen

Für Ihre Anregungen und allgemeinen Anfragen:

post@sozialministerium.at

Ihre Arbeitnehmer- veranlagung – Ihr Vorteil

Entgeltliche Einschaltung
Foto: BMF/AdobeStock

 Bundesministerium
Finanzen

Arbeitnehmerveranlagung zahlt sich aus

Wenn Ihr Gehalt über ein Jahr gesehen variiert oder Sie außergewöhnliche Belastungen, Sonderausgaben sowie Werbungskosten absetzen können, ist es sinnvoll, eine Arbeitnehmerveranlagung zu machen. Dadurch bekommen Sie zu viel bezahlte Steuer einfach zurück.

Alle Details dazu finden Sie in unserem aktuellen Steuerbuch unter bmf.gv.at > Publikationen.



So holen Sie sich Ihr Geld zurück

Sie können Ihre Arbeitnehmerveranlagung (Formular L 1, L 1k, L 1i) – fünf Jahre rückwirkend

Holen Sie sich mit der Arbeitnehmerveranlagung – auch Steuer- oder Jahresausgleich – jenen Teil der Lohnsteuer zurück, den Sie zu viel bezahlt haben. Es lohnt sich.

– händisch ausgefüllt an das Finanzamt schicken oder direkt dort abgeben. Am einfachsten geht es allerdings mit einem Zugang bei finanzonline.at, dem Online-Portal des Finanzamts.

Sobald Ihr Arbeitgeber den Lohnzettel für das abgelaufene Jahr bzw. die Organisationen, denen Sie seit 2017 gespendet haben,

Ihre Spende an das Finanzamt übermittelt haben, können wir mit der Bearbeitung Ihrer eingebrachten Arbeitnehmerveranlagung beginnen. Das ist in der Regel ab Ende Februar der Fall. Deshalb macht es Sinn, ab März Ihre Arbeitnehmerveranlagung zu beantragen. Die Reihenfolge der Bearbeitung richtet sich nach dem Datum des Einlangens.

NEU: Mit der BMF App auch Familienbonus Plus berechnen

FAMILIENBONUS+

BMF App zeigt Ihnen Ihre persönliche Ersparnis

Die App wurde um eine zusätzliche Funktion beim Brutto-Netto-Rechner erweitert. Sie bietet nun neben den bewährten Services, wie der Finanzamtssuche und zahlreichen Zolltipps, auch ein Berechnungsprogramm für den Familienbonus Plus bzw. den Kinder-mehrbetrag.



© life photography/kanizaj-marija

Liebe jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger!
Sehr geehrte Damen und Herren!

Seit 30 Jahren erscheint die Jüdische Kulturzeitschrift DAVID. Das mag angesichts der Stadtchronik von Graz, aber mehr noch im Hinblick auf die Jahrtausende währende Geschichte des Judentums nur ein kurzer Zeitraum sein, dennoch haben wir allen Grund für diese drei Jahrzehnte sehr dankbar zu sein!

Information schafft Wissen und Wissen schafft Bewusstsein. Aus meiner Sicht sind es vor allem drei Anliegen, die ich an dieser Stelle formulieren will:

Erstens: Das Judentum gehört zur Stadt Graz, zu ihrer Geschichte, ihrer Gegenwart und ihrer Zukunft, wie es auch keine europäische Kultur- und Geistesgeschichte ohne Jüdinnen und Juden gibt. Diese mannigfaltige Präsenz sichtbar zu machen, gelingt DAVID regelmässig in beeindruckender Weise.

Zweitens: Wir müssen wieder dorthin genauer blicken, wo sich ein neuer Antisemitismus, sei er von links, von rechts oder fundamentalistisch-religiös, artikuliert!

Drittens: Jüdische Gemeinden, wo immer sie auf der Welt ihren Platz gefunden haben, werden heute ständig auch an der Politik Israels gemessen. Und dieses Messen ist fast immer ein Messen mit zweierlei Mass. Auch dagegen gilt es konsequent aufzutreten.

Ihrer Kulturzeitschrift wünsche ich gerade auch im Sinne des zuletzt Gesagten viele Leserinnen und Leser. Herzlichen Glückwunsch zu Ihrem Jubiläum!

Mag. Siegfried Nagl
Bürgermeister der Stadt Graz

© MTM/Andi Bruchner



Sehr geehrte Damen und Herren!
Liebe Leserinnen und Leser!

Im April 1989 erschien die erste Ausgabe der jüdischen Kulturzeitschrift DAVID – wir gratulieren! Seit drei Jahrzehnten widmet sich das Magazin professionell in der Sache und akribisch in der Recherche der ganzen Bandbreite der jüdischen Geschichte, Kunst und Kultur in Österreich und im deutschsprachigen Raum, stets bemüht, den christlich-jüdi-



schen Dialog aufrecht zu erhalten und zu vertiefen. Dieses Engagement kann gar nicht genug gewürdigt werden, vor allem in Zeiten, in denen das Trennende oft vor das Verbindende, Gegensätze vor das Gemeinsame gestellt werden.

Seine Plädoyers für Verständnis und Toleranz haben ein weiteres Geburtstagskind dieses Jahres berühmt gemacht: den grossen Schriftsteller der Aufklärung Gotthold Ephraim Lessing. Wer aufmerksam durch die Wiener Innenstadt spaziert, kommt an seinem Denkmal am Judenplatz nicht vorbei. Wie so oft in Österreich, so steht auch hinter dieser beeindruckenden Skulptur eine wechselvolle Geschichte: Das von dem Wiener Bildhauer Siegfried Charoux ursprünglich 1935 errichtete Denkmal wurde 1939 von den Nationalsozialisten abgetragen und 1940 für Rüstungszwecke verwendet. 1968 wurde ein weiteres, wieder von Charoux geschaffenes Denkmal vorerst am Franz-Josefs-Kai enthüllt und 1981 auf seinen ursprünglichen Standort am Judenplatz versetzt.

Wie sagte einst Lessing? „Geschichte soll nicht das Gedächtnis beschweren, sondern den Verstand erleuchten.“ Und auch die Botschaft hinter dieser kurzen Geschichte seines eigenen Denkmals könnte niemand besser formulieren als der Schriftsteller selbst: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgendein Mensch ist oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen.“ In diesem Sinne wünsche ich Ihnen allen ein schönes und friedvolles Pessachfest.

Dr. Norbert Schnedl
Vorsitzender der Gewerkschaft Öffentlicher Dienst
Vizepräsident des ÖGB

J. W. DAVIS.
Fastening Pocket-Openings.
No. 139,121. Patented May 20, 1873.



Abbildung 1: Levi Strauss.

Foto, ca. 1850, gemeinfrei. Quelle: Wikimedia.org, abgerufen am 16.03.2019.

Abbildung 2: Die patentierte Hose.

Aus: Stephen van Dulken: Ideen, die Geschichte machten. Das grosse Buch der Erfindungen, Düsseldorf 2005, S. 70.

Abbildung 3: Das Geburtshaus in Buttenheim.

Quelle: Wikimedia.org, abgerufen am 16.03.2019.

Serge de Nîmes (kurz Denim) und vom italienischen Genua (franz. Gênes = amerik. Jeans), von wo aus der Stoff in die USA exportiert wurde.

Hosen, Jacken und Hemden aus dem blauen Jeansstoff wurden von unterschiedlichen Herstellern hergestellt, doch nur die Firma Levi Strauss durfte diese bis zum Ablauf des Patents im Jahr 1908 mit Nieten herstellen und wurde reich damit. Damals hiessen die Hosen noch „waist overalls“ oder einfach „overalls“ der Name *Blue Jeans* kam erst später in Mode.

Levi Strauss, der seine Brüder und seinen Schwager überlebte, blieb unverheiratet. 1890 übergab er die Firma seinen Neffen Jakob, Sigmund, Louis und Abraham Stern. Bis zu seinem Lebensende betätigte er sich als Philanthrop: So unterstützte er mehrere jüdische Wohlfahrtsorganisationen finanziell und stiftete 28 Stipendien für die University of California in Berkeley, die auch heute noch ausgeschüttet werden. Als Levi Strauss Ende September 1902 starb, war seine Firma sagenhafte 6 Millionen Dollar wert. Das grosse Erdbeben von San Francisco im Jahr 1906 zerstörte zwar das Firmengebäude, nicht aber die Hosen aus dem blauen Jeansstoff.

Der Begriff *Blue Jeans* kam nach dem Ersten Weltkrieg auf, als die mit Indigo gefärbten Hosen immer mehr zur Freizeitkleidung wurden. Die „Jeans“ verkörperten den Lebensstil des Westens: 90 Prozent der Produktion wurden in der Zwischenkriegszeit an der Westküste der USA verkauft, nur 10 Prozent an der Ostküste. Im Laufe der Jahre passten sich die Jeans auch immer mehr dem Zeitgeschmack an: In den 1920er Jahren erhielten die Hosen erstmals Gürtelschleifen, die Hosenträgerknöpfe blieben aber noch erhalten, doch der Stoffteil, der die Hosen zum Overall machte, verschwand zusehends. 1934 stellte die Firma erstmals mit der „Levi's Lady L2“ eigene Frauen-Jeans her. Während des Zweiten Weltkrieges wurden die *Levi's 501* auch für die *US Army* produziert, und so kamen die Hosen mit den amerikanischen Soldaten auch nach Europa. Die Traumfabrik *Hollywood* machte die Hosen nach 1945 weltweit bekannt. Nun assoziierte man mit ihnen nicht mehr das harte Arbeitsleben, sondern die Romantik des frei umherziehenden Cowboys im Wilden Westen.

Der Unternehmer Levi Strauss verkörpert durch sein Leben den amerikanischen Traum vom armen Einwanderer zum Dollarmillionär. Sein Name ist heute Synonym für die blauen Baumwollhosen, die seinen Namen weltweit bekannt machten. Die *Levi's Jeans* sind eine Weltmarke, obwohl er selbst nie den Begriff „Jeans“ verwendete und nur von „Duck Pants“ sprach.

Erst 1983 fanden die Buttenheimer heraus, dass Levi Strauss die ersten 18 Jahre seines Lebens in ihrem Ort verbracht hatte und dass das Haus der Familie Strauss noch existierte. Heute ist in seinem Geburtshaus ein Levi Strauss Museum eingerichtet, das nicht nur an sein Leben, sondern auch an das Schicksal der einst so prosperierenden jüdischen Gemeinde in Buttenheim erinnert.



gebühren von 68 Dollar nicht alleine leisten konnte, nahm er mit seinem Stofflieferanten Levi Strauss in San Francisco Kontakt auf und schlug ihm einen Deal vor: Dieser sollte das Patent bezahlen, dafür würde er zu Hälfte an der Produktion beteiligt werden. Am 20. Mai 1873 genehmigte das Amt das Patent für die genieteten Pants. Davis zog nach San Francisco, verkaufte nun auch seine Hälfte am Patent an Levi Strauss und wurde Mitarbeiter in der Firma. Die vernieteten *Waist Overalls* verbreiteten sich schnell an der Westküste der USA: 1880 erzeugten über 250 Angestellte Overalls im Wert von 2,4 Mio. Dollar. Farmer, Mechaniker, Minenarbeiter, Eisenbahnarbeiter, Cowboys – Männer wie Frauen trugen Levi Strauss' Hosen. Sie wurden zum *Dresscode* der Arbeiterschaft im Westen der USA. Im Jahr 1890 wurde für eine Serie dieser Arbeitshosen die Partienummer „501“ verwendet, die sich fortan als Begriff etablierte.

Später ersetzte Levi Strauss das braune Segeltuch durch den blau gefärbten Baumwollstoff Denim (auch Jeans). Der Baumwollstoff bekam seinen Namen von der französischen Stadt

Literatur

- > Berger, John: Ein Geschenk für Rosa. München: Carl Hanser Verlag 2018
- > Brenner, Michael: Der erste jüdische Ministerpräsident. Vor genau 100 Jahren rief Kurt Eisner des Freistaat Bayern aus. In: Jüdische Allgemeine, 27. Dezember 2018 – 19. Tewet 5779, <https://www.juedische-allgemeine.de/kultur/der-erste-juedische-ministerpraesident/> (aufgerufen: 21.01.2019)
- > Danzer, Gerhard: Rosa Luxemburg – Zur Psychologie des homme révolté. In: Kaminski, Katharina: Die Frau als Kulturschöpferin. Zehn biographische Essays. Würzburg: Verlag Königshausens & Neumann 2000, S. 141-173
- > Heid, Ludger: Rosa Luxemburg. Israels unwillige Tochter. In: Jüdische Allgemeine, 15.01.2009; <https://www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/244> (aufgerufen: 17.12.2018)
- > Hirsch, Helmut (Hrsg.): Rosa Luxemburg in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek bei Hamburg 1969
- > Luxemburg, Rosa: Briefe an Karl und Luise Kautsky (1896-1918). Herausgegeben von Luise Kautsky. Berlin: E. Laub'sche Verlagsbuchhandlung 1923
- > Luxemburg, Rosa: Briefe aus dem Gefängnis. Herausgegeben vom Exekutivkomitee der Kommunistischen Jugendinternationale. Berlin: Verlag der Jugendinternationale 1920
- > Pfose, Alfred: „Ich war, ich bin und werde sein.“ Zum 100. Todestag der Revolutionärin Rosa Luxemburg, die am 15. Jänner 1919 in Berlin erschossen wurde. In: WIENER ZEITUNG, Samstag/Sonntag 12./13. Jänner 2019, S. 33f.
- > Schmitter, Elke: Auch eine Cassandra. In: DER SPIEGEL, Nr. 2/5.1.2019; S. 102-107.

ungehemmte Presse- und Versammlungsfreiheit, freien Meinungskampf erstirbt das Leben in jeder öffentlichen Institution, wird zum Scheinleben, in dem Bürokratie allein das tätige Element bleibt.“² Zutiefst erschüttert über die Kämpfe auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs hielt sie sich an das Kommunistische Manifest von Marx und Engels: „Die Arbeiter haben kein Vaterland. Man kann ihnen nichts nehmen, was sie nicht haben«. Sie unterstützte das Recht auf kulturellen Eigensinn, auf Sprache und Brauchtum, doch eine ethnisch gedachte Nation galt ihr als ein gefährliches Übel.“³

Die Haft

Rosa Luxemburg musste am 18. Februar 1915 die Haftstrafe im Berliner Frauengefängnis antreten und wurde ein Jahr später entlassen. Doch drei Monate danach wurde sie aufgrund des damaligen Schutzhaft-Gesetzes zur „Abwendung einer Gefahr für die Sicherheit des Reichs“ zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt.

Nach einem Hoch- und Landesverratsverfahren in Düsseldorf verbrachte sie drei Jahre und vier Monate (10. Juli 1916 bis 10. November 1918) zunächst im Berliner Frauengefängnis in der Barnimstrasse und im Gefängnis von Breslau (heute Wrocław), von wo sie zweimal verlegt wurde. In der Haft sammelte sie Nachrichten aus Russland und verfasste einige Aufsätze, die ihre Freunde herauschmuggelten und illegal veröffentlichten. Sie schrieb auch zahlreiche Briefe, vor allem an Sophie Liebknecht (1884 - 1964), die zweite Frau ihres Mitstreiters Karl Liebknecht. Ihr offenbarte sie die Last des Gefängnisses: „Sie überschätzen übrigens meine »Abgeklärtheit«. Mein Inneres Gleichgewicht und meine Glückseligkeit können leider schon beim leisesten Schatten, der auf mich fällt, aus den Fugen gehen und ich leide dann unaussprechlich, nur dass ich die Eigentümlichkeit besitze, dann zu verstummen. Buchstäblich, Sonitschka, ich kann dann kein Wort über die Lippen bringen.“⁴ Als Karl Liebknecht verhaftete wurde, tröstete Rosa die Freundin: „Sonjuschkka, Liebste, seien Sie trotz alledem ruhig und heiter. So ist das Leben, und so muss man es nehmen, tapfer, unverzagt und lächelnd – trotz alledem.“⁵

Zeit der Revolutionen

Nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnis blieb Rosa Luxemburg zunächst bei Freunden in Breslau (Wrocław). Als wieder Züge nach Berlin verkehrten, reiste sie rasch nach Berlin, wo die *Novemberrevolution* bereits in vollem Gange war. Nach dem Thronverzicht von Kaiser Wilhelm II. wurden die Regierungsgeschäfte an den Sozialdemokraten Friedrich Ebert übergeben. Bis zum 10. November 1918 bildeten sich praktisch in allen grösseren deutschen Städten revolutionäre Arbeiter- und Soldatenräte, die – zum Teil mit der Parole „Wir sind das Volk“ – die städtische Verwaltung übernahmen. Nunmehr stellten die Aufständischen über das Militärische hinausgehend politische Forderungen. Ihr Ruf nach Frieden und der Umwandlung des Deutschen Reiches in eine demokratische Republik wurde

lauter. In München proklamierte die Rätebewegung am 7. November den *Freistaat Bayern*. Eine wichtige Persönlichkeit war Kurt Eisner (1867 – 1919), der Vorsitzende der USPD (Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands) und Vorsitzender des Landtags. So wie Rosa Luxemburg stammte auch er aus einer jüdischen Familie. Wie sein Weggefährte Gustav Landauer (1870 - 1919), ein enger Freund des Philosophen Martin Buber (1878 - 1965), hatte sich Eisner „zur jüdischen Gemeinschaft bekannt. Was Buber für Landauer war, das war der Philosoph Hermann Cohen für Eisner: der »einzige Mann, der geistige Macht über mich gewann«. Kennengelernt hatte Eisner den jüdischen Philosophen während seiner Jahre als Journalist in Marburg, wo er sich immer wieder deutlich gegen den politischen Antisemitismus gewendet hatte. (...) Im Gegensatz etwa zu Leon Trotzki in St. Petersburg oder Rosa Luxemburg in Berlin distanzieren sich die zahlreichen jüdischen Revolutionäre in München, zu denen auch die Schriftsteller Ernst Toller und Erich Mühsam sowie Eisners Privatsekretär Felix Fechenbach gehörten, keineswegs von ihrer jüdischen Herkunft. Bei Landauer war dies am offensichtlichsten. Buber übte einen grossen Einfluss auf sein Denken aus.“⁶ Als es im Jänner 1919 zu einer katastrophalen Wahlniederlage der USPD in Bayern kam, wurde Kurt Eisner mit der provisorischen Regierung zum Rücktritt gezwungen. Auf dem Weg zur konstituierenden Sitzung des neugewählten Landtags wurde Kurt Eisner am 21. Februar 1919 vom Reserveleutnant Anton Graf von Arco auf Valley erschossen. Nach Eisners Tod wurde die *Münchner Räterepublik* ausgerufen.

Währenddessen tobten in der SPD immer stärkere Kämpfe zwischen den verschiedenen Strömungen. Zusammen mit Leo Jogiches, der seit 1900 ebenfalls in Berlin lebte, kümmerte sich Rosa Luxemburg auch um die Politik der Sozialdemokratie in Polen. Mit ihrer scharfen Kritik an der SPD wegen der Zustimmung zu den Kriegskrediten provozierte Rosa Luxemburg, zusammen mit Karl Liebknecht, Franz Mehring (1846 - 1919) und Clara Zetkin (1857 - 1933) die Spaltung der SPD. Am 31. Dezember 1918 fand der Gründungskongress der KPD statt, an dem Rosa Luxemburg teilnahm. Sie stand auf Seiten der Genossen, die eine Beteiligung an den Wahlen zur Nationalversammlung forderten, aber von der Mehrheit überstimmt wurden. Wegen Verhaftungsgefahr musste Rosa Luxemburg ständig ihre Wohnung wechseln; sie weigerte sich aber, Berlin zu verlassen.

Der Tod

Am 15. Jänner 1919 wurden Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht von einem Trupp Soldaten unter dem Kommando von Leutnant Lindner aufgrund eines angeblichen Haftbefehls ins Berliner Hotel Eden gebracht, wo sie unter schweren Misshandlungen verhört wurden. Anschliessend wurde Karl Liebknecht im Tiergarten mit drei Schüssen aus nächster Nähe erschossen. Rosa Luxemburg wurde ebenfalls heimtückisch ermordet. Ihre Leiche warfen die Mörder in den Landwehrka-



Liebe Leserinnen und Leser!

בס"ד

»Zu jeder Zeit, in jedem Geschlecht solle sich der Einzelne betrachten, als wäre er selbst aus der Sklaverei Ägyptens gezogen ...« So steht es in der Haggada, dem »Drehbuch« der Pessah-Abende.

Pessah ist für uns das Fest der Freiheit. Wir denken mannigfaltig an den Auszug des jüdischen Volkes aus Ägypten und gedenken zugleich der Sklaverei, in der es dort leben musste. Auf diesem Weg in die Freiheit musste das jüdische Volk nicht nur viele physische, sondern auch spirituelle Hürden überwinden, bis schließlich mit dem Erhalt der Zehn Gebote das jüdische Band am Sinai geknüpft werden konnte, welches uns noch heute mit allen Juden weltweit zusammenhält. Aus dieser Historie haben sich viele wunderbare Bräuche und Rituale herausgebildet, die wir vor allem am Seder-Abend zelebrieren. Im Kreis der Familie oder auch in der Gemeinde spüren wir sowohl die Zusammengehörigkeit der heute lebenden Juden als auch unsere starke und unverbrüchliche Verbindung zu den vielen Generationen von Juden vor uns.

Auch in schweren Zeiten sind unsere Traditionen stark genug, um uns zu tragen. Gerade an Pessah kam es in früheren Jahrhunderten auf Grundlage antisemitischer Mythen in den christlich geprägten Ländern Europas zu Pogromen gegen Juden. Die Zeiten derartiger Verleumdungen oder zumindest Ausschreitungen dieser Art gehören der Vergangenheit an. Juden leben heute in Europa im Allgemeinen weitgehend (noch) frei und geschützt. Allerdings führen uns auch in Europa Anschläge auf jüdische Einrichtungen und Übergriffe immer mehr die Fragilität dieser Freiheit vor Augen. Daher gilt es, in Einheit unsere Freiheit immer neu zu verteidigen!

Die weltweite Sicherheitslage, insbesondere aber die Lage im Nahen Osten, bereitet stetig große Sorge. Aber nicht nur in einer Reihe der Staaten dieser Region zeigen sich Mächte, die Israel gegenüber alles andere als positiv eingestellt sind. Auch in Europa ist Israel in der Tagespolitik beliebtes Ziel unhaltbarer Anfeindungen. Zudem bedroht der Iran mit seinem Atomwaffen-Programm kontinuierlich aggressiv, uneinsichtig und bösartig die Stabilität in der ganzen Region, vor allem aber die Sicherheit Israels. Sicherheit und Freiheit sind ein hohes, kostbares Gut, das immer wieder gefährdet ist und das stets mit Verantwortung gepaart sein muss. Daran sollten wir auch in diesem Jahr an Pessah denken. Zugleich schöpfen wir aber eine starke Kraft aus unserer singulären Geschichte und die Hoffnung aus unserem Glauben - und wünschen uns von Herzen Frieden für Israel und für die ganze Welt.

Namens der Jüdischen Gemeinde Graz wünsche ich allen Juden und Jüdinnen in Österreich und auf der ganzen Welt ein gesegnetes Pessahfest!

Pessah kasher ve-sameach

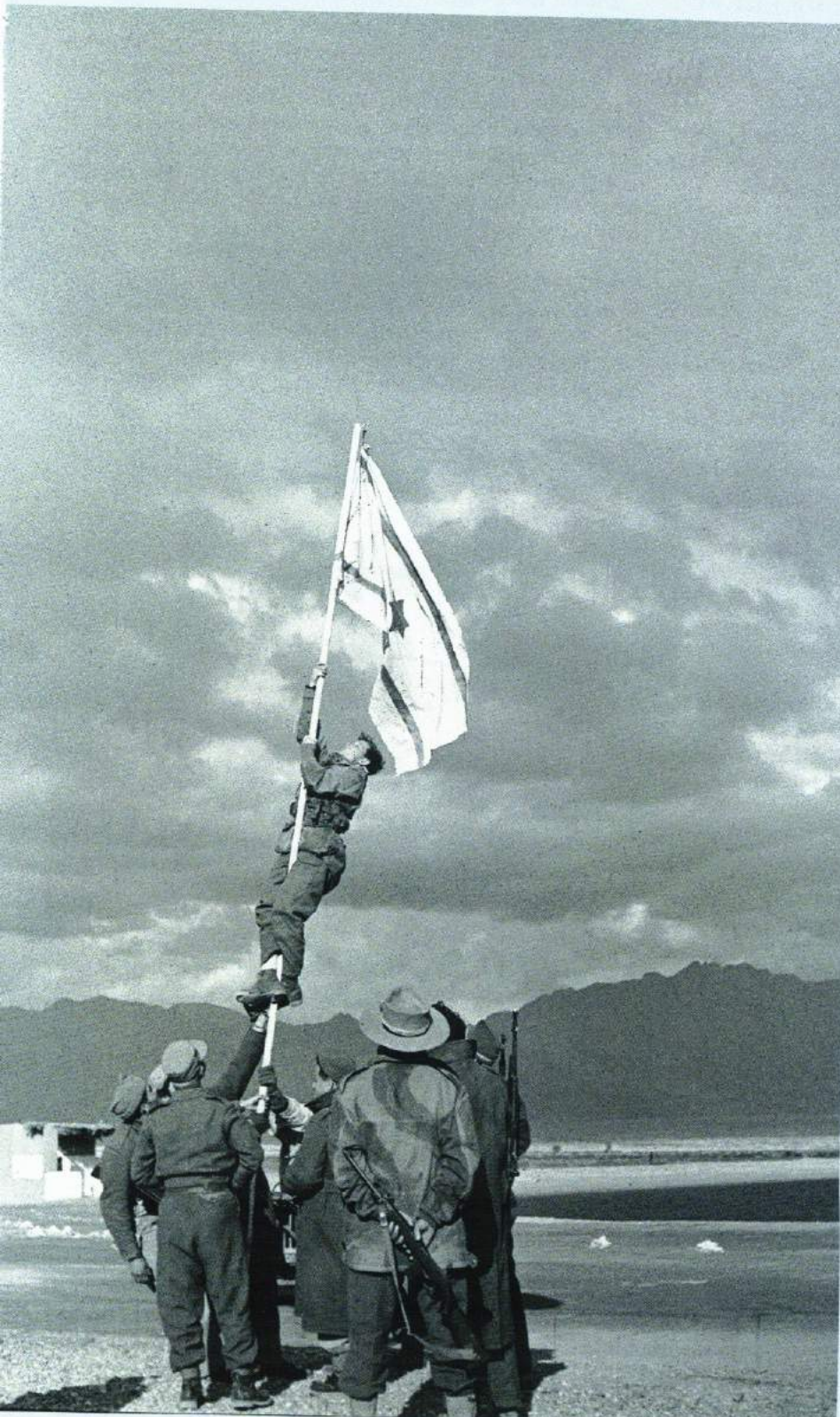
Herzlichst Ihr

Elie Rosen



Jüdische Gemeinde Graz

NABHÄNGIGKEITSKRIEGES 1949



Am 10. März 1949 erreichten die Negev- und Golani-Brigaden bei Um Rashrash (heute Eilat) das Rote Meer. Da sie keine entsprechende Flagge dabei hatten, improvisierten sie mit Tinte und dem einem Erste-Hilfe-Kit entnommenen Davidstern die „Tintenflagge“; Micha Perry hielt dieses Ereignis im Bild fest. Quelle: Micha Perry/Israeli Government Press Office via Wikimedia Commons

Neben britischen und amerikanischen Flugzeugen – wie Spitfires, Mustangs oder drei viermotorigen B-17 Bombern (bekannt als „Fliegende Festungen“) – verwendeten die entstehenden israelischen Luftstreitkräfte auch tschechoslowakische Jagdflugzeuge vom Typ Avia S-199, eine Weiterentwicklung des bekannten deutschen Jagdflugzeugs Messerschmitt Bf-109 aus dem Zweiten Weltkrieg.

Quelle: Wikimedia Commons, abgerufen am 15.03.2019.



Ein kanadischer „Otter“-Panzerspähwagen der „Arabischen Befreiungsarmee“, 1948 von israelischen Truppen in Galiläa erbeutet. Kommandeur der „Arabischen Befreiungsarmee“ war Fawzi al-Qawuqji (auch Kaukji, 1890–1977), der schon 1917 als junger osmanischer Offizier bei Be'er Sheva gekämpft und 1941 vom Irak ins Deutsche Reich gekommen war. 1947 gelangte Oberst al-Qawuqji aus sowjetischer Gefangenschaft nach Ägypten; 1948 betraute ihn die Arabische Liga – gegen den Wunsch des Muftis von Jerusalem, Haj Amin Husseini – mit dem Befehl über arabische Freiwilligen-Verbände in Palästina. Das Abzeichen der Arabischen Befreiungsarmee (ein Dolch durch den Davidstern) wurde möglicherweise erst später in das Bild hineinretuschiert.

Quelle: Hagana Museum via Wikimedia Commons.



INNS' BRUCK

STEIRISCHE
VÖLKS-PARTEI



UNSERE
STEIERMARK: **LAND
DER TALENTE.**
WIR HABEN SIE!

Das Goldene Dachl

Einblick in die Geschichte –
Ausblick auf die
Innsbrucker Altstadt

Seit über 500 Jahren begrüßen die vergoldeten Schindeln des weltbekannten Dach(l)s Innsbrucks BesucherInnen. Eine völlig neue Perspektive auf die meistfotografierte Sehenswürdigkeit der Stadt bietet das Museum Goldenes Dachl. Genießen Sie den Ausblick vom Prunkerker in die Innsbrucker Altstadt. Tauchen Sie in die Geschichte Tirols am Übergang vom Mittelalter in die Neuzeit ein und machen Sie Bekanntschaft mit einer der wichtigsten Persönlichkeiten der Tiroler Geschichte: Kaiser Maximilian I.

Museum Goldenes Dachl
Herzog-Friedrich-Straße 15, 6020 Innsbruck

OBB



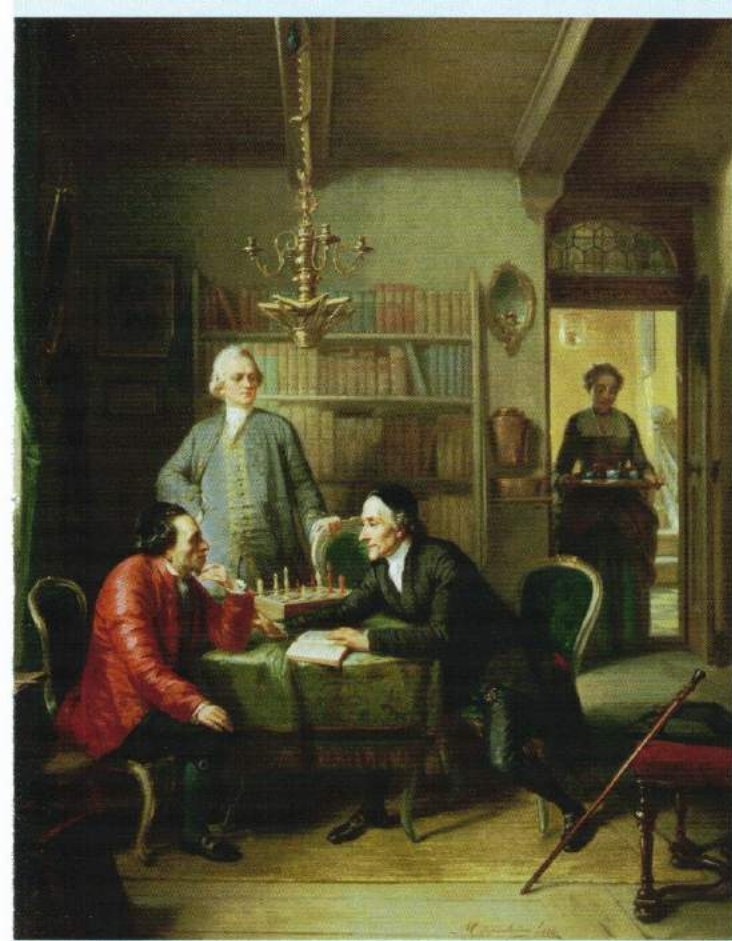
Dauerausstellung **Verdrängte Jahre**

**Bahn und Nationalsozialismus
in Österreich 1938 – 1945**

ÖBB Bildungszentrum Wörth, St. Georgener Hauptstraße 91a,
3151 St. Georgen am Steinfeld

Besuch der Ausstellung: Nach Anmeldung unter
bildungszentrum.stpoelten@oebb.at während der
Öffnungszeiten des Bildungszentrums von Montag bis
Donnerstag, jeweils 08:00 Uhr bis 20:00 Uhr

Foto: Österreichische Nationalbibliothek



Die Philosophen G.E. Lessing und J.C. Lavater besuchen Moses Mendelssohn.
 Gemälde, 1856. Judah L. Magnes Museum, Rechte gemeinfrei.
 Quelle: Wikimediacommons, abgerufen am 17.03.2019.

Interessant ist im Vergleich dazu die Lösung in Jacques Fromental Halévy's Oper *La Juive* (Libretto: Eugène Scribe), wo das Liebespaar sich als rein christlich herausstellt, da die vermeintliche Tochter des Juden als Kind des katholischen Kardinals gerade noch rechtzeitig enthüllt wird, bevor sie am Scheiterhaufen enden soll, und so ihrem Schicksal entrinnt – oder jedenfalls erfährt das Publikum nichts weiter von einem etwaigen negativen Ende. Die Oper erschien allerdings erst drei Generationen nach Lessing, 1835, nachdem der Höhepunkt der jüdischen Aufklärungsbewegung (hebr. *Haskala*) bereits wieder überschritten war und die Bemühungen um die rechtliche Gleichstellung der Juden in den europäischen Ländern gerade einen neuen Tiefpunkt erreicht hatten.

William Shakespeare (1564 - 1616) andererseits, der die Lebensumstände der aus Spanien und Portugal vertriebenen, zwangsgetauften Juden im neu geschaffenen Ghetto von Venedig thematisierte, setzt seinen Shylock ähnlich um wie Lessing seinen rettenden Juden: die antisemitischen Stereotypen werden dem Publikum deutlich durch Spiegelung vor Augen geführt. In der Gerichtsszene kulminiert die zur Debatte gestellte Frage, ob ein Jude den ihm entgegen gebrachten Vorurteilen entsprechen muss: der Doge fordert vom Juden Milde gegenüber den Christen, Shylock aber besteht auf seinem Recht und wiederholt damit nur die gegenüber Juden unnachgiebige Haltung der christlichen Machtträger. Shakespeares Engagement, die Umgangsweise seiner englischen Zeitgenossen mit Juden kritisch zu hinterfragen, ist vor dem Hintergrund eines dramatischen Ereignisses zu sehen: eben erst war der jüdisch-portugiesische Arzt der Königin Elizabeth I., Rodrigo Lopez, unter einem Vorwand gehängt, und seine Leiche geschändet, ausgeweidet und gevierteilt worden. Bei Shakes-

peare ist die Liebesbeziehung zwischen dem Christen und Shylocks Tochter Jessica gänzlich unproblematisch dargestellt, da die Eheschliessung die Konversion der Jüdin zum Christentum impliziert. Diese wird nicht weiter hinterfragt. Interessanterweise schöpfen Shakespeare und Lessing aus der gleichen Textquelle: sowohl *Nathan der Weise* (Ringparabel) als auch der *Kaufmann von Venedig* stützen sich auf Stoffvorlagen aus der spätmittelalterlichen Textsammlung der *Gesta Romanorum* und verarbeiten diese zu erstaunlichen Parallelen. Die vertriebenen Zwangsgetauften und späteren *Conversos* finden sich in ähnlich verwirrend unberechenbaren, ambivalenten Zeitumständen wie ihre Nachfahren angesichts von Säkularisierungstendenzen in Aufklärung und Revolution.

Während es eine der letzten Handlungen des Philosophen und jüdischen Aufklärers Moses Mendelssohn war, sich zum wortgewaltigen Verteidiger Lessings aufzuschwingen - er brachte sein Manuskript *An die Freunde Lessings* noch am 31. Dezember 1785 zum Verlag, erlebte die Drucklegung selbst aber nicht mehr -, nahm die tatsächliche *Emanzipation* der Juden nun allmählich Fahrt auf. Die bürgerlichen Rechte für Juden und damit ihre Gleichstellung als Staatsbürger durch Napoleons *Code Civil* wurden, allerdings erst nach dem Tod Lessings und Mendelssohns und nur in den französisch besetzten Gebieten, zur gesellschaftlichen Wirklichkeit. Umso mehr gebührt ihnen die Rolle als wichtige Vorreiter für tatsächliche soziale Erleichterungen, denn ohne sie wären die Ideen der Aufklärung zumindest in den deutschsprachigen Ländern wohl so nicht in der Praxis umsetzbar gewesen und wirkungslos geblieben. Während Lessing von den Theorien der französischen Aufklärung ausging und seine Überlegungen auf persönlichen Beobachtungen aus seinem Umfeld aufbaute, verarbeitete Mendelssohn zusätzlich, beeinflusst durch die Schriften des Philosophen Baruch Spinoza (1632 - 1677), die Erfahrungen der sefardischen Flüchtlingsgemeinde von Amsterdam. Der biografische Kontext der *Conversos* und insbesondere deren Erfahrungen mit dem interkonfessionellen Zusammenleben in einem vergleichsweise toleranten Umfeld und damit mögliche Lösungsansätze studierte er, um sie in sein Konzept einer den Idealen der Aufklärung gemässen Adaptierung der Lebensumstände für Juden einzuarbeiten.

Durch seine jahrzehntelange Auseinandersetzung mit Fragen der religiösen Toleranz bietet uns Lessing noch heute Einblicke in Innen- und Aussensichten von jüdischen Existenzen, zumal die Antworten, die er uns vorschlägt, ganz anders ausfallen als die utilitaristisch geprägte Staatsräson beispielsweise Josephs II. mit seinem Konzept religiöser Toleranz, die in sein *Toleranzpatent* von 1782 eingeflossen ist und das Leben der österreichischen Juden für die kommenden einhundertfünfzig Jahre bestimmen sollte. In Wien beschloss immerhin ein *Lessingdenkmal-Komitee* 1910, dem deutschen Vorkämpfer der jüdischen Integration ein Denkmal zu setzen, das auch tatsächlich von 1935 an vier Jahre lang bis 1939 auf dem symbolträchtigen Judenplatz im Zentrum der einstigen ersten jüdischen Gemeinde Wiens – und am Schauplatz des mittelalterlichen Pogroms von 1420 – stand. Während der NS-Zeit entfernt und eingeschmolzen, wurde die Statue nach dem Krieg reproduziert und konnte 1981 ihren ursprünglichen Standort wieder einnehmen. Von dort blickt der Aufklärer Gotthold Ephraim Lessing nun hinüber zum Standort der zerstörten mittelalterlichen ersten Synagoge Wiens, deren Überreste heute als Teil des Jüdischen Museums Wien zugänglich sind.

Ruth Wodak: „Ich mache weiter“.

Foto: Marianne Enigl, mit freundlicher Genehmigung.

patriarchal, ja feudal. Aber auf reflektiertes Wissen wurde mehr Wert gelegt, man hatte Zeit, nachzudenken und Risiken einzugehen.

DAVID: Du hast über sehr Interessantes dissertiert: das Sprachverhalten von Angeklagten.

Ruth Wodak: In den USA gab es in den 1970er-Jahren schon linguistic anthropology, aber hier habe ich das als Erste gemacht. Die Kriminalsoziologen fanden meinen Ansatz wahnsinnig spannend, und so habe ich im Wiener Straflandesgericht die Erlaubnis bekommen, mit einem riesigen Tonbandgerät Verhandlungen aufzunehmen. Ich habe Prozesse über Autounfälle untersucht, da diese Fälle relativ schichtunabhängig sind. Ich habe damals gesagt, ich möchte die Sprache bei Gericht analysieren, aber tatsächlich war ich als Soziolinguistin interessiert, ob es eine klassen- und geschlechterspezifische Justiz gibt.

DAVID: Und was war das Ergebnis?

Ruth Wodak: Die Unterschiede waren signifikant. Frauen wurden oft heruntergemacht, Akademiker wurden quasi als Kollegen be-

handelt. Ich habe viele Illusionen verloren. Dabei ist die Unabhängigkeit der Gerichte so unglaublich wichtig. Momentan wird ja das Verhältnis von Politik und Recht vehement diskutiert.

DAVID: Du kommst eben von einer Pressekonferenz, bei der SOS-Mitmensch antiislamische Ausfälle aus dem Jahr 2018 dokumentierte.

Ruth Wodak: Anton Pelinka, Peter Melichar und ich wurden als Experten zugezogen. Es gibt – betrachtet man die rhetorischen Muster und auch die Inhalte – viele Ähnlichkeiten zur Ausgrenzung wie auch Roma und Juden sie erfahren haben. Ich frage mich nun zugespitzt: wann dürfen Muslime nicht mehr auf Parkbänken sitzen? Woran erkennt man überhaupt Muslime, wenn sie nicht gerade eine typische Kleidung tragen, etwa an der Form der Nase?

DAVID: Ein nächster Schritt wäre wieder ein Erkennungszeichen.

Ruth Wodak: Ja, das stimmt. Zynisch könnte man fragen: wird ein gelber Halbmond als Erkennungszeichen überlegt?

DAVID: Du bist vielfach ausgezeichnete und engagierte Wissenschaftlerin, hat Dich je ein Politiker gefragt, was man ändern müsste?

Ruth Wodak: In den 1980er-Jahren hat mich Erhard Buseker während der Waldheim-Zeit Vizebürgermeister in Wien – um eine Studie über Antisemitismus im Waldheim-Wahlkampf gebeten. Ich habe auf politischer Nichteinmischung bestanden, die Antisemitismusstudie wurde eine Weiterentwicklung diskursanalytischer Ansätze und ist 1990 von Suhrkamp publiziert worden. Busek sah Antisemitismus wirklich als Problem und wollte wissen, was man dagegen unternehmen kann.

DAVID: War Busek der einzige Politiker, der Deine Expertise wollte?

Ruth Wodak: Josef Ostermayer und Justizsprecher Johannes Jarolim von der SPÖ wollten auch Analysen, etwa über einen berüchtigten Wiener Presserichter, ein Gutachten über ihn wurde unter dem Titel *Der ausgebliebene Skandal* bei Czernin publiziert. Für das Sozialministerium und für Frauenministerin Barbara Prammer sowie die Gleichbehandlungsstelle habe ich mit einem Team Richtlinien für eine gendergerechte Sprache entwickelt.

DAVID: Dein Buch *Politik mit der Angst* ist 2016 erschienen. Wie waren die Reaktionen?

Ruth Wodak: Viele NGOs haben sehr positiv reagiert, die Grünen, die Europäische Gewerkschaft in Brüssel; der Guardian, die New York Times und die Huffington Post haben mich interviewt, ebenso Zeitungen in Schweden, Norwegen, Dänemark, Deutschland, Serbien, Tschechien und Israel.

DAVID: Würdest Du eine Einladung der FPÖ zu einer Diskussion annehmen?

Ruth Wodak: Wenn diese in einer Öffentlichkeit stattfände, in der ich als Wissenschaftlerin geladen bin, warum nicht?

DAVID: Wie geht es Dir, wenn Du nach so langer Auseinandersetzung eine Radikalisierung feststellen musst: die „schamlose Normalisierung des ehemals Tabuisierten“, wie Du es nennst?

Ruth Wodak: Es stellt sich mir oft die Sinnfrage. Begonnen haben wir mit solchen Untersuchungen in den 1980ern. Damals kam plötzlich im Zuge expliziter Fremdenfeindlichkeit eine andere Rhetorik auf. Heute muss ich sagen, es ist schwierig, mit der Kontinuität von Ausgrenzung umzugehen. Ich werde wirklich häufig zu Vorträgen eingeladen, auch meine Bücher werden viel gekauft. Das Interesse ist gross, die Wirkung aber gering. Das empfinde ich oft als sehr bedrückend. Es ist auf Dauer auch anstrengend, traurig und ekelierend, sich mit diesen Themen zu beschäftigen.

DAVID: *Politik mit der Angst* ist Normalität geworden.

Ruth Wodak: Es gibt nicht nur eine Normalisierung, sondern eine Schamlosigkeit: „Anything goes“. Man kann alles sagen, man muss sich nicht mehr entschuldigen. Tabubrüche werden gezielt gemacht, von Trump bis Orbán. Andererseits, wenn wir es nicht analysieren und aufzeigen, würde vielleicht überhaupt niemand mehr etwas dagegen sagen. Ich bekomme sehr viel Zuspruch von Menschen, die meinen, „Jetzt weiss ich, worum es bei meinem Unbehagen geht, jetzt kann ich das benennen.“

DAVID: Du machst also weiter?

Ruth Wodak: Ich mache sicherlich weiter. Für meine Seelenhygiene werde ich mich aber auch mit anderem beschäftigen. Zum Beispiel fasziniert mich die Beliebtheit von TV-Soaps über den Alltag der Politik wie *The Westwing* oder *Borgen*. Ich war ja selbst fast süchtig danach, warum – das interessiert mich.

DAVID: Vielen Dank für das Gespräch!

ist. Sein erstes Buch hiess *Kinderetüden*. Und es war sofort ein Bestseller: kleine Erzählungen über einen Vater und den kleinen Jungen, der eine witzige und irgendwie bessere Variante von mir ist, würde ich meinen. Aber doch durch etliche wahre Geschehnisse inspiriert. In der bleiernen Öde der stalinistischen Werke dieser Zeit erschien dieses zärtliche, feine, sanft pointierte Buch und kam sehr gut an. Bis heute übrigens, immer wieder. Dieses Prinzip hat mein Vater mehrfach variiert. Nach einem dieser Bücher läuft hier in Prag bereits seit 20 Jahren ein Theaterstück, und die Vorstellungen sind nach wie vor hoffnungslos ausverkauft. Allerdings wird es nur von November bis März gegeben – ein kleiner Junge geht froh und verspielt am *Heiligen Abend* in Prag dem Papa verloren... Dann schrieb er richtige Kinderbücher. Und die Erzählungen. Viele über den *Holocaust* oder über die von den Deutschen besetzte Tschechoslowakei. Die Erzählungen waren kurz, traurig, ja herzergreifend, ironisch, nie pathetisch. Er gilt als Meister der tschechischen Sprache – die gar nicht die seine war, was er aber verheimlichte. Er schrieb über Dinge, die er eigentlich so nicht erlebt hatte. Darüber, was er tatsächlich erlebt hatte, schrieb er nie. Und er erzählte mir auch kaum etwas. Das unterscheidet ihn von seinen anderen beiden bekannten, vielgelesenen Schriftstellerkollegen, Arnošt Lustig und Ota Pavel. Diese schreiben stets über ihr eigenes Überleben in der *Shoah*.

DAVID: Der *Holocaust* wurde aber in der Politik der Nachkriegs-tschechoslowakei nicht thematisiert, sondern als nationales Leiden unter den Nazis subsumiert. Der Slánský-Prozess in den frühen 1950er Jahren stellte die Juden als Kollaborateure mit den Deutschen und als Verräter, als CIA-Spione, dar.

Jindřich Mann: Ich war damals noch ein Kind. Später, das heisst, einige Jahre, nachdem Slánský und die anderen hingerichtet worden waren (von den 13 Angeklagten waren elf Juden), fielen mir die Karikaturen in den Propagandakästen auf, welche es überall in den Strassen gab. Es waren Karikaturen, welche die Bösartigkeit der amerikanischen Kapitalisten verkörpern sollten: Mit der linken Hand konnten die dargestellten Figuren fast nicht das überquellende Dollarbündel umfassen, in der rechten Hand umklammerten sie eine Atomwaffe. Als ich dann nach Deutschland emigrierte und die *Stürmer*-Karikaturen zum ersten Mal sah, fiel mir die Kontinuität auf. Wahrscheinlich waren diese „kommunistischen“ Zeichner schon während der Nazizeit beschäftigt gewesen. Der Slánský-Prozess war in jedem Fall für die jüdischen Kommunisten ein Wendepunkt.

DAVID: Wie war Ihre Beziehung zum Judentum?

Jindřich Mann: Ich wuchs agnostisch auf so wie die meisten Juden im kommunistischen Nachkriegs-Prag. Man fiel nicht weiter auf. Auf die pflichtgemässe Frage des Lehrers, ob ich Verwandtschaft im Ausland hätte, bejahte ich die Frage. Auf weiteres Befragen, wann denn diese Verwandten die Tschechoslowakei verlassen hätten, meinte ich, diese Verwandten hätten nie in der Tschechoslowakei gelebt. Das machte den Lehrer sprachlos. Meine Familiengeschichte war sicher nicht repräsentativ.

Gegen alles *Deutsche* gab es ein Kollektivurteil. Wenn wir als Kinder Krieg spielten – egal, ob in Prag oder im hintersten Winkel auf dem Lande – ging es immer gegen die bösen Deutschen. Man unterschied Deutschland vom Westen. Falls in meiner Schulzeit, also Ende der 1950er oder Anfang der 1960er Jahre, ein Flugzeug laut über dem Schulgebäude zu hören war, witzelten wir freudig: Die Amerikaner kommen! Im August

1968 kam es dann leider ganz anders: In der Nacht zum 21. August dröhnten die Flugzeuge der Sowjetunion über unserem Hause auf der Prager *Kleinseite*. Meine Familie packte das Notwendigste zusammen und verliess zehn Tage danach die Tschechoslowakei. Meine Eltern sahen Prag nie wieder, lebten dann einige Jahre in der Geburtsstadt meiner Mutter in München. So, wie mein Vater ganz selbstverständlich seine Bücher auf Tschechisch geschrieben hatte, tat er es nun auf Deutsch und war relativ erfolgreich. Das Emigrantenleben setzten meine Eltern fort: Sie zogen 1977 nach Bozen.

DAVID: Wie ist das mit dem Sprachwechsel? Sie haben Ihr Buch *Prag poste restante* auf Deutsch geschrieben und erst Jahre danach die tschechische Version verfasst.

Jindřich Mann: Das ist in der Literatur nichts Aussergewöhnliches. Joseph Conrad und Vladimir Nabokov schrieben in zwei Sprachen, Milan Kundera tat es: der erste Staatspräsident der Tschechoslowakei Tomáš Masaryk schrieb einige seiner Bücher auch auf Deutsch... Eigenartig ist manchmal die Rezeption, dass zum Beispiel Jaroslav Rudiš und ich, die wir beide Deutsch und Tschechisch schreiben, als etwas Besonderes betrachtet werden, wiewohl die Zweisprachigkeit in Prag absolut Tradition hat.

DAVID: Wie sehen Sie rückblickend das Jahr 1968?

Jindřich Mann: Die Frage sprengt etwas den Rahmen. Am Ende war es eine fatale, zerstörende Katastrophe. Vielleicht hätten die Reformer damals radikaler sein müssen, oder vielleicht mässiger. Die Kapitulation hätte man in Moskau jedenfalls nicht unterschreiben sollen. 1968 markiert das endgültige Ende der zu jenem Zeitpunkt natürlich gar nicht mehr existenten, aber doch immer noch herbei geträumten, der bis heute etwas glorifizierten, *Ersten Tschechoslowakischen Republik*. Es folgte die sogenannte *Normalisierung*, ein bleiernes, apathisches Dasein, ein perspektivloses Sich-Arrangieren mit der sowjetischen Besatzungsmacht. Das Jahr 1989 habe ich, ein Emigrant, als Sieg empfunden – ein Sieg ohne Kampf. In der neugewonnenen Freiheit besann man sich dann wieder auf die Masaryk-Zeit. Aber es war doch eine ganz andere Zeit. Böhmen zählte in den 1930er Jahren zu den reichsten Regionen Europas, die Tschechoslowakei war etwa doppelt so gross wie das heutige Tschechien, sie reichte von Deutschland bis Rumänien und hatte sechs anerkannte Sprachen, sechs anerkannte Nationalitäten. Sie war in mancher Hinsicht jener Nachfolgestaat, welcher der k.u.k. Monarchie kulturell am ähnlichsten war. In Prag gab es eine tschechische und eine deutschsprachige Universität, eine tschechische und deutschsprachige Technische Hochschule, und so war es bei den Theatern. Zudem gab es viele französische Bildungseinrichtungen. Andererseits war die eigentlich recht erfolgreiche Vorkriegs-Tschechoslowakei ein in der Welt ziemlich unbekanntes Land. Heute treffen Sie in New York kaum jemanden, der noch nicht hier war oder nicht zumindest demnächst unbedingt hierher kommen will. Prag ist heute, trotz seiner fünf Jahrzehnte dauernden autoritären Herrschaft, trotz des *Eisernen Vorhangs*, wieder mehr als bloss ein Binnenland, es ist heute wieder ein Kreuzungspunkt.

DAVID: Vielen Dank, Herr Mann. Wir wünschen Ihnen weiterhin viel Erfolg und Alles Gute!

Nachlese:

Jindřich MANN: *Prag poste restante* - Eine unbekannte Geschichte der Familie Mann, Rowohlt 2007.

Jindřich MANN: *Lední medvěd*. (Der Eisbär), Praha, Labyrinth 2017.

Mag. Tina Walzer

*und Familie
wünschen allen Freunden
und Bekannten
ein schönes Pessach-Fest!*

*Familie
Brühl*

*übermittelt allen Freunden,
Bekanntem und Kunden
zum Pessach-Fest
die besten Glückwünsche!*

MICHAEL KOLING

wünscht allen Verwandten,
Freunden und Bekannten
anlässlich der Feiertage
Gesundheit, viel Glück,
Erfolg und Frieden.

www.schreiber.4t.com

Simmeringer Hauptstr. 244-246, 1110 Wien

SCHREIBER

Steinmetzbetrieb

*und Familien wünschen allen Gemeindemitgliedern
ein schönes Pessachfest!*

Tel.: 76 71 009, Fax: DW 4, e-Mail: j.p.schreiber@aon.at

Friederike

**Habsburg-Lothringen und
DI Dr. Ulrich Habsburg-Lothringen**
*wünschen ein schönes und friedvolles Pes-
sachfest!*

TIBOR KARTIK
und Familie

*wünschen allen Verwandten
und Freunden ein schönes,
friedliches Pessachfest!*

Univ.-Prof. Dr. Paul Haber
Facharzt für Innere Medizin
und Familie

1130 Wien, Schloss Schönbrunn, Gartendirektorstöckl.
Tel.: 01/876 90 91

wünschen allen Freunden
und Bekannten ein
schönes *Pessachfest!*

Ivan und Sonja Roth

wünschen allen Lesern
des DAVID
ein friedliches
Pessach-Fest!

Landtagsabgeordneter
der SPÖ NÖ
Bürgermeister

Alfredo Rosenmaier
wünscht der jüdischen
Gemeinde in ganz Österreich
ein friedliches
Pessach-Fest!

**NAS-NAS
Batterien**

Import Export Grosshandel

Familie Lanchiano
wünscht allen Kunden,
Freunden und Bekannten
ein friedliches Pessach-Fest!

Johanna Jutta Neumann: Ich kann mich sehr gut an die Vorbereitungen für unsere Ausreise erinnern. Mein Vater hatte sehr viele Briefe und andere Erinnerungen von seinen Eltern, seiner Schwester und seinem Bruder, der im Ersten Weltkrieg gefallen war. Da er nicht viel mitnehmen konnte, musste er sehr vieles vernichten und hat es verbrannt. Das war alles sehr schwer für ihn. Dann kam es zum Packen: Da wir glaubten, dass wir nur für kurze Zeit nach Albanien reisen würden, packten meine Eltern nur einige Koffer für Albanien. Alles andere sollte in einem Container in einem Speicher im Hamburger Hafen aufbewahrt werden bis zu unserer Ankunft in New York. Das sollte nicht sein! Wir blieben sechseinhalb Jahre in Albanien. Meine Spielsachen und Bücher und vieles andere blieb in Hamburg. Als wir Deutschland 1939 verliessen, mussten meine Eltern alle Wertsachen abgeben: Schmuck, Silberbesteck und andere silberne Gegenstände. Unsere deutschen Pässe hatten ein grosses rotes "J" für Jude auf der ersten Seite. Wir durften nur zehn Reichsmark pro Person mitnehmen. Noch nicht einmal unsere Schiffskarten von Bari nach Albanien durften wir in Hamburg bezahlen: Wir mussten in Italien warten, bis die Schwestern meiner Mutter uns Geld aus Amerika geschickt hatten, damit wir die Karten kaufen konnten.

Albert Ramaj: Können Sie uns Ihre Reise nach Albanien beschreiben?

Johanna Jutta Neumann: Unsere Abfahrt war sehr traurig, da wir meine Grossmutter zurücklassen mussten. Wir sind von Hamburg nach München gefahren, haben dort übernachtet und sind dann über den Brennerpass nach Bologna gereist. Als wir die Grenze überquerten, wurden meine Eltern von der deutschen Grenzpolizei aus dem Zug geholt. Sie mussten sich eine Leibesuntersuchung gefallen lassen. Sie kamen erst zurück, als der Zug gerade weiterfahren wollte. In Bologna wurden wir von italienischen Studenten am Bahnhof empfangen und eine Woche lang von der jüdischen Gemeinde und den Studenten beherbergt. Nachdem wir Geld von meinen Tanten aus Amerika erhalten hatten, sind wir nach Bari gefahren und von dort über Nacht nach Durrës. Ich glaube, wir sind am 1. März 1939 in Durrës gelandet. Durrës hatte damals nur einen kleinen Hafen und machte an diesem verregneten Morgen einen sehr tristen Eindruck. Wir wurden aber warm von anderen Emigranten empfangen und im *Hotel Splendid* untergebracht. Wir waren nun in Albanien!

Albert Ramaj: Ihre Mutter wollte in Durrës nicht von Bord gehen – weshalb?

Johanna Jutta Neumann: Es war ein kalter, regnerischer Morgen, und es gab nur eine Landungsbrücke. Dort lag ein grosser Haufen Holzkohle, der im Regen vollkommen nass geworden war, so dass alles schwarz war auf der Landungsbrücke. Es war ein sehr trauriges, deprimierendes Bild. Nachdem jemand, der Deutsch sprach, uns am Hafen abgeholt und uns im *Hotel Splendid* untergebracht hatte, war alles schon besser.

Albert Ramaj: Wie waren Ihre ersten Eindrücke von Albanien?

Johanna Jutta Neumann: Schon meine ersten Eindrücke von Albanien waren gut! Und das sollte dann auch so bleiben: ein freundliches, warmes und offenes Volk. Den gleichen Eindruck hatte ich jetzt so wie mein Mann und meine Tochter, als wir in Albanien waren.

Albert Ramaj: Und wie fühlten Sie sich in Albanien?

Johanna Jutta Neumann: Mit einem Wort: Es war wunderbar, sehr emotionell. Wir alle sind von der albanischen Bevölkerung mit offenen Armen aufgenommen worden. Die Leute waren alle ganz besonders nett und haben sich viel Mühe mit

uns gemacht. Für mich als Kind war die Reise wie Albanien selber ein grosses Erlebnis, und ich hatte überhaupt keine Angst. Angst hatte ich erst, als 1943 die Deutschen Albanien besetzten. Für meine Eltern war es natürlich alles ganz anders. Mein Vater hatte seine Existenz verloren, hatte Familie und Freunde zurück gelassen und wusste nicht, was die Zukunft bringen würde.

Albert Ramaj: Waren Sie in den Gedanken bei Ihrer Grossmutter, die nicht mitkommen konnte?

Johanna Jutta Neumann: Albanien war damals in vieler Beziehung ganz anders als Deutschland. Wir dachten immer, dass es für Grossmutter schwer gewesen wäre, sich dort einzuleben. Natürlich wussten wir damals noch nicht, was sich in Deutschland entwickeln würde. Die Grossmutter ist noch 1940 nach Amerika gekommen.

Albert Ramaj: Hatte das Konsulat in Deutschland die albanischen Behörden über ihre Ankunft informiert?

Johanna Jutta Neumann: Ich nehme an, dass das albanische Konsulat in Berlin die Behörden in Albanien über unser Kommen informiert hatte. Wir hatten doch ein Visum für Albanien.

Albert Ramaj: Haben die albanischen Behörden in Durrës geholfen, eine Unterkunft zu finden?

Johanna Jutta Neumann: Damals lebten schon einige Emigranten in Tirana und in Durrës. Sie hatten ein grosses Haus in Durrës gemietet, die „Casa Shijaku“. Es war schon ganz voll, als wir angekommen sind. Wir wurden deshalb im Hotel untergebracht. Später wurde ein zweites Haus angemietet, wo wir dann auch 1939 von Mai oder Juni bis September wohnten. Ich glaube, dass das alles vom *Joint*, einer jüdischen Organisation aus den USA, arrangiert wurde, mit Erlaubnis der Albaner.

Albert Ramaj: Wie haben Sie die ersten Tage in Albanien verbracht?

Johanna Jutta Neumann: Nach unserer Ankunft in Durrës haben wir uns im *Hotel Splendid* eingelebt. Wir mussten jeden Tag mehrmals ins Emigrantenheim gehen, da wir alle zusammen dort gegessen haben.

Albert Ramaj: Können Sie sich noch an die anderen Juden dort erinnern?

Johanna Jutta Neumann: Ich erinnere mich sehr gut an fast alle anderen jüdischen Emigranten, die damals in Durrës lebten. Es waren nur österreichische und deutsche Juden im Heim. Ob es Juden aus anderen Ländern in Albanien gab, weiss ich nicht. Nachdem Jugoslawien von den Deutschen besetzt worden war, sind an die 2.000 Juden über die Grenze aus dem Kosovo nach Albanien gekommen. Es gab auch jüdische Familien aus Griechenland in Durrës, die dort ein grosses Stoffwarengeschäft hatten. Mit denen kamen wir ab und zu in Berührung.

Albert Ramaj: Wie war die Lage der Juden damals?

Johanna Jutta Neumann: Ich glaube, sie war gut. Alle hatten versucht, aus Europa hinauszukommen, bevor es zum Krieg kam. Aber sonst gab es keine Gefahr für die Juden, weder von Seiten der Albaner noch von Seiten der Italiener nach dem 7. April 1939. Unser Unterhalt wurde vom *Joint* bezahlt. Davon konnten wir wohnen und essen. Wir waren sehr, sehr dankbar, dass wir in Albanien Asyl gefunden hatten.

Albert Ramaj: Hatten Sie Kontakt zur albanischen Bevölkerung?

Johanna Jutta Neumann: Zu der Zeit kannten wir noch keine Albaner, und so waren die anderen Emigranten aus Österreich

Der Bezirksvorsteher
der Brigittenau
HANNES DERFLER

wünscht allen
jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern
zu Pessach
alles Gute!

Bezirksvorstehung Brigittenau
Brigittaplatz 10
1200 Wien

Tel.: +431/4000 20111

Fax: +431/4000 9920120

E-Mail: hannes.derfler@bv20.wien.gv.at

Sprechstunden: Bitte um vorherige telefonische Anmeldung

Ein schönes und geruhames
Pessachfest wünscht namens der

FREISTADT RUST

allen LeserInnen

KR Mag. Gerold Stagl

Bürgermeister von Rust



Die SPÖ Liesing wünscht allen LeserInnen
des DAVID und der jüdischen Gemeinde
in Österreich ein schönes und friedvolles
Pessachfest.



אור חדש
Or Chadasch

Jüdische Liberale Gemeinde . Wien
Liberal Jewish Community . Vienna

Pessach 5779

Or Chadasch Wien wünscht
allen Mitgliedern und Freunden
ein friedvolles Pessachfest!

www.orchadasch.at



Namens der Stadtgemeinde
Mödling wünsche ich allen
Leserinnen und Lesern
der Zeitschrift DAVID
ein schönes Pessach-Fest!

Mit den besten Grüßen
Ihr

Hans Stefan Hintner

Bürgermeister Hans Stefan Hintner

Maß- und Änderungsschneiderei

Ferco Ercin

Tel. + Fax: 01/5952842,
1060 Wien, Gumpendorferstr. 92

wünscht allen
Kunden, Freunden und Bekannten
ein friedliches Pessachfest!

iv INDUSTRIELLEN
VEREINIGUNG



ALLES GUTE ZU PESSACH

wünscht Ihnen im Namen der Industriellenvereinigung

www.iv.at

Georg Kapsch
MAG. GEORG KAPSCH
Präsident

Christoph Neumayer
MAG. CHRISTOPH NEUMAYER
Generalsekretär



Alle Fotos: R. Stumberger, mit freundlicher Genehmigung.

ten zusammen. Im September 1943 wurde das Lager von der britischen Armee befreit und die Insassen wurden versorgt. Zu den Befreiten gehört auch Elias Finger, der sich nach Spanien durchschlägt, dort auf dem Flüchtlings Schiff *Nyassa* unterkommt und schliesslich im Februar 1944 in Haifa an Land geht.

Die Zustände im Lager *Ferramonti di Tarsia* waren nicht mit deutschen KZs zu vergleichen, auch wenn es zeitweise Hunger gab. Die Lagerleitung war den jüdischen Internierten gegenüber wohlwollend eingestellt, es gab eine Schule, eine Kantine, eine Bibliothek und eine Synagoge. Die Bevölkerung aus der Umgebung unterstützte die Lagerinsassen.

Und auf diese Solidarität beruft sich Bürgermeister Ameruso mit seinem Plan. Derzeit leben 26 erwachsene und 17 minderjährige Flüchtlinge in Tarisa, wie auch in vielen anderen süditalienischen Gemeinden, auf die die Flüchtlinge vom Staat aufgeteilt werden. Sie warten auf ihr Anerkennungsverfahren. Doch dem Bürgermeister geht es auch um die Toten. Jene, die auf ihrem Weg über das Mittelmeer zu Tode kommen, ertrinken, und die als Leichen aus dem Wasser geborgen werden. Ihre Gräber liegen verstreut entlang der italienischen Küste und sind von Verwandten schwer aufzufinden. Das will Ameruso mit dem zentralen Friedhof ändern.

Anlass dafür gibt es leider genug. Schätzungen des UN-Flüchtlingskommissariats gehen davon aus, dass seit 2014 mindestens 12.000 Migranten auf dem Weg über das Mittelmeer ihr Leben verloren haben. Werden ihre Körper geborgen, ist es schwer, Identität oder auch nur Herkunftsland nachzuweisen. Am *Institut für Rechtsmedizin* in Mailand versucht man, über DNA, persönliche Gegenstände wie Fotos oder Körpermerkmale die Identität der Toten festzustellen. Viele aber werden namenlos und nur mit einer Nummer versehen bestattet. Die Idee, die Verstorbenen auf einem zentralen Friedhof zu bestatten, geht auf den kalabresischen Menschenrechtsaktivisten Franco Corbelli zurück. Der Berufsschullehrer kämpft seit Jahren für das Projekt und hat die Unterstützung von

Ameruso gefunden. Aufgerüttelt hatte Corbelli die Tragödie vor Lampedusa, als am 3. Oktober 2013 fast 400 Bootsflüchtlinge aus Somalia und Eritrea im Mittelmeer ums Leben kamen. Corbelli konnte mitverfolgen, wie die Leichname lediglich mit Nummern versehen und dann auf die verschiedenen lokalen Friedhöfe verteilt wurden. Seitdem setzt er sich dafür ein, dass die Toten ein würdiges Begräbnis und ein Gedenken erhalten. Auch die katholische Kirche betont die Wichtigkeit eines würdigen Begräbnisses, worauf der Präsident des päpstlichen *Rates der Seelsorge für Migranten und Menschen unterwegs*, Kurdienerkardinal Antonio Maria Veglio, während seiner Amtszeit hingewiesen hatte.

Tarsia selbst ist eines der vielen Dörfer im Inneren des *Stiefels*. Meist sind die Orte in Kalabrien durch schlechte und schmale, gewundenen Strassen schwer zugänglich. Die Region ist seit langer Zeit das Armenhaus Italiens, die Menschen wanderten aus, nach den U.S.A. und später Deutschland, um ein besseres Leben zu finden. Auch heute noch findet sich hier wenig Industrie, man lebt hauptsächlich von der Landwirtschaft und der Viehzucht, an der Küste mittlerweile auch vom Tourismus. Durch die Auswanderung sind viele Dörfer ausgeblutet, die Jungen gehen fort, zurück bleiben die Alten und die Häuser, die oft zum Verkauf stehen. Auch in Tarsia geht das Leben eher einen ruhigen Gang: Hier gibt es die Kirche, zwei Bars, eine Pizzeria, und der Platz vor dem Rathaus ist modern gestaltet, sogar eine Theaterbühne findet sich hier.

Entstehen soll der Friedhof der Migranten am Fusse des Hügels, auf dem die Häuser von Tarsia stehen. Dort unten liegt der Friedhof des 2.000-Seelendorfes und auf der anderen Strassenseite befindet sich ein alter Olivenhain, der als Standort für die neue Bestattungsstätte vorgesehen ist. Neben den Gräbern soll auch ein „Friedenspark“ entstehen, ein Platz des „Friedens und der Reflexion“. Der zentrale Friedhof für Flüchtlinge soll Aylan Kurdi gewidmet werden, dem dreijährigen syrischen Jungen, dessen Leichnam am 2. September 2015 an der türkischen Küste bei Bodrum an Land gespült wurde.

1913 diese Funktion nach seinem Vater Mór Diamant übernommen hatte, das Ewige Licht. Nach zahlreichen weiteren Festreden fand die Feier mit dem Singen des ungarischen „Himnusz“ und der Segnung des ungarischen Königs Franz Josef ihr Ende.⁴

Wie bei allen Synagogen war der weitere Verlauf der Geschichte des Baus höchst wechselvoll.

Nach dem Ende der Monarchie, als dieser Teil Ungarns in die neu gegründete Tschechoslowakei übernommen wurde, konnte sich die jüdische Gemeinde noch kurze Zeit eines relativ friedlichen Zusammenlebens mit den Slowaken erfreuen. Nach der Etablierung des autoritären, Nazi-Deutschland nahestehenden Tiso-Regimes 1939 nahmen die Dinge einen tragischen Verlauf. Der Bau wurde von den faschistischen Hlinka-Garden verwüstet und als Pferdestall genutzt. Die einstmalig blühende jüdische Gemeinde, die in der Zwischenkriegszeit rund 2.000 Personen umfasste, wurde durch Deportation und Ermordung praktisch ausgelöscht. Heute ist eine grosse Tafel mit den Namen der Opfer, die weitgehend deutschsprachig waren, im Eingangsbereich der Synagoge angebracht.

Nach dem Krieg wurde der Bau von den wenigen verbliebenen Juden kurzfristig wieder als Betstätte genutzt. Möglicherweise weil kein Bedarf war,⁵ diente die Synagoge ab 1951 als Warenlager für Textilien. Ab Mitte der siebziger Jahre begann man den Bau zu renovieren und nutzte ihn dann für kulturelle Veranstaltungen. Erst in den neunziger Jahren wurde die Synagoge schliesslich an den Zentralverband der Slowakischen Juden restituiert. Heute hält die winzige jüdische Gemeinde Trenčins, die nur 30 bis 40 Personen umfasst, wieder ihren Gottesdienst in einem der Nebenräume ab, während der Hauptraum weiterhin für Ausstellungen und Veranstaltungen verwendet wird.⁶ In allen touristischen Prospekten über Trenčín wird heute das schöne Gebäude als bemerkenswerte Sehenswürdigkeit hervorgehoben.

Ein Schicksal, das symbolisch für diese multiethnische Region und speziell für deren jüdische Bevölkerung ist, erlitt der Architekt Richard Scheibner. Er blieb in Berlin, wo er möglicherweise Verwandte hatte,⁷ trat nach dem Ersten Weltkrieg in den Staatsdienst ein und war in der Preussischen Bau- und Finanzdirektion tätig. Seine Stellung als beamteter Architekt erklärt auch, warum nur so wenige Bauten von ihm namentlich dokumentiert sind. In dieser Funktion errichtete er um 1930 ein Polizeidienstgebäude in Berlin-Charlottenburg, das einer höchst modernen, rigiden *Bauhaus*-Ästhetik verpflichtet ist und Zeugnis von der hohen Qualität seines architektonischen Werkes ablegt. Wie alle Juden wurde auch Scheibner vorzeitig aus dem Staatsdienst entlassen. Bereits 1930 war er im Berliner Adressbuch als Regierungsrat und Baurat a. D. angeführt worden. Sein weiteres Schicksal ist ungeklärt, einige Indizien scheinen darauf hinzuweisen, dass Scheibner möglicherweise durch eine sogenannte *Mischehe* mit einer *Arierin*



geschützt war. Zum einen hatte er sein Haus in Charlottenburg, in dem er noch 1943 wohnhaft war,⁸ Mitte der 1930er Jahre auf seine Frau übertragen lassen. Zum anderen scheint sein Name in den (bereits ziemlich akribisch aufgearbeiteten) Berliner Deportationslisten nicht auf. So muss einstweilen ungeklärt bleiben, ob er ein Opfer der Shoah wurde oder in den allgemeinen Wirren der letzten Kriegsjahre ums Leben gekommen ist. Sein wahrscheinlich bemerkenswertester Bau, die schöne Trenčiner Synagoge, hat jedoch die Zeitläufte, wenn auch mit Einschränkungen, überstanden.

Alle Fotos: U. Prokop, mit freundlicher Genehmigung.

Endnoten

- 1 Miroš Borsky, Synagogue architecture in Slovakia, Diss. Heidelberg 2005, S. 149f
- 2 R. Scheibner (19.3.1880-?), der als Sohn eines Grossgrundbesitzers in Piešťany geboren wurde, hatte von 1903-1908 an der TH Charlottenburg ein Studium absolviert, das er mit einer Dissertation über das städtische Bürgerhaus in Niedersachsen abschloss/Studienmatriken TH Charlottenburg, Bd. 5 (1899-1904).
- 3 Kornel Duffek, Das Hotel Lipa und Richard Scheibner, in Revue Piešťany 68. Jg. 2012, S.28ff
- 4 Dr. Blochs Wochenschrift Nr. 40, 3. 10. 1913, S.727 und Eugen Barkany, Židovské nabožene obce na Slovensku, Bratislava 1991, S.221f
- 5 Die Angaben darüber sind etwas vage.
- 6 Milan Kral, Storočná synagoga prežila slávu aj poniženie, in: Správy Pravda 13.10.2013 (www.pravda.sk)
- 7 Ein gleichaltriger Ludwig (auch Denni) Scheibner, der in Berlin geboren und gleichfalls Architekt war, könnte sein Cousin gewesen sein. Dieser wurde nachweislich 1942 nach Minsk deportiert.
- 8 Berliner Adressbuch 1943



Synagoge von Trenčín, Glasmalereien.

nicht jüdische *Religions*-Wochen sind, sondern eben jüdische *Kultur*-Wochen. Mit der Kulturdefinition kann man gewiss auch jene Kräfte binden, welche Probleme mit dem Nationalen, mit der Religion, oder gar mit dem Zionismus haben.

Die Shoah als Bindeglied?

Hier muss noch ein anderer Versuch betrachtet werden, die Einheit des Judentums zu bewahren. Nach den schrecklichen Geschehnissen der Shoah sah es einige Zeit so aus, als sollte die Erinnerung – sie ist ja ein zentrales jüdisches Gebot – also die Erinnerung an die Shoah in Ermangelung anderer Bindekräfte diese Rolle einnehmen. So hat zum Beispiel der aus Deutschland vertriebene jüdische Philosoph Emil Fackenheim (1916 - 2003) mit der Ausrufung eines 614-ten Gebotes eine solche Mitte für nötig erachtet. Mit diesem 614-ten Gebot, das die traditionellen 613 Gebote der Tora ergänzen, oder gar über sie hinausführen sollte, wollte Fackenheim die Selbsterhaltung des Judentums, die bare Weiterexistenz des Judentums nach dem Genozid, zur einzigen und zentralen Aufgabe und Bindekraft des Judentums erklären. Mit den Worten Fackenhaims:

„Den Juden ist es verboten, Hitler posthume Siege zu verschaffen. Es ist ihnen geboten, als Juden zu überleben, damit das jüdische Volk nicht untergeht. Es ist ihnen geboten, sich an die Opfer von Auschwitz zu erinnern, damit ihr Gedächtnis nicht untergeht.“

Aber bald wurde von vielen Juden beklagt, dass die Erinnerung an die Shoah nicht das zentrale, die-Einheit-schaffende Motiv für das Judentum sein könne. Nicht das Tun der Antisemiten dürfe das Jüdische ausmachen, sondern das selbst Geschaffene, die eigenen kulturellen und religiösen Schätze müssen die Einheit des Judentums verbürgen. Und tatsächlich musste das Gedenken der Shoah als bindende Mitte schneller als man glauben konnte, wieder in das zweite Glied der Bindekraft der jüdischen Einheit zurücktreten.

Vielfalt und Einheit in der modernen jüdischen Philosophie

Die Frage der Einheit in der Vielheit beschäftigt auch heute wieder jüdische Denker in unseren Tagen diesseits und jenseits des Atlantiks. Erst kürzlich erschien ein Sammelband, in dem sich 24 jüdische Philosophen beiderlei Geschlechts die Frage stellen, was denn die wesentlichen Aufgaben einer modernen jüdischen Philosophie für das 21. Jahrhundert seien. Die in diesem Buch zutage tretende Vielfalt ist verblüffend. Neben Themen der klassischen mittelalterlichen jüdischen Philosophie werden Fragen der Wissenschaft und Technologie, der Umwelt und der Ökologie, der Literatur, Soziologie und Politik, der Religion und Geschichte, nicht zu vergessen des Feminismus, zu zentralen Aufgaben des modernen Judentums erklärt. Wir haben hier eine Themenvielfalt, wie sie nicht anders bei deutschen, französischen oder englischen Philosophen zu finden ist. Wohlgeachtet, das alles sollen aber Themen einer *jüdischen* Philosophie sein. Angesichts dieser schier unübersichtlichen Interessenvielfalt ist es nicht verwunderlich, dass einer der israelischen Philosophen folgendes als die Hauptaufgabe einer jüdischen Philosophie der Gegenwart erkennt: Die jüdische Philosophie der Gegenwart muss den Versuch unternehmen, die vielfältigen individuellen jüdischen Existenzen

mit der einen alles umfassenden kollektiven jüdischen Existenz zu verbinden. Es müsse also gefragt werden, wie die zahllosen, sich zum Teil heftig widerstrebenden Judentümer als ein einziges Judentum verstanden werden können. Es soll die Berechtigung dafür gefunden werden, dass alle diese auseinanderstrebenden Judentümer dennoch als ein Judentum betrachtet werden können. Blickt man auf das bisher Vorgebrachte zurück, so sieht man: Durch die Jahrtausende hat sich das Bild nicht wirklich verändert. Die auseinanderstrebende *Vielfalt* ist das *Natürliche* und die *Einheit* ist das *Wunder*, allerdings ein Wunder, das die Menschen selbst schaffen müssen.

Das Judentum als Wille und Vorstellung

Zum Abschluss sei eine Anleihe bei Arthur Schopenhauer gemacht, welche helfen kann, die Situation dieses Judentums zu beschreiben. Das zentrale Werk von Schopenhauer trägt den Titel *Die Welt als Wille und Vorstellung*. Damit will Schopenhauer sagen, dass wir die Welt von zwei Seiten wahrnehmen können. Das eine ist der sie treibende Wille, der unbeschreibbar ist, dem wir aber mit Hilfe unserer Vorstellungen einen Sinn verleihen. Das Judentum, das ich bis hier gezeichnet habe, kann man entsprechend mit dem Titel *Das Judentum als Wille und Vorstellung* überschreiben. Der Wille, das Judentum zu erhalten, ist die treibende Kraft, die man nicht eigentlich beschreiben kann. Der ehemalige Hamburger Rabbiner Dr. Caesar Seligmann hat diesen nicht erkennbaren Willen zum Judentum einmal so beschrieben:

»Warum wir Juden sind? Warum wir Juden sein müssen? Warum? Thörichte Frage! Frage das Feuer, warum es brennt! Frage die Sonne, warum sie scheint! Frage den Baum, warum er wächst! Frage den Löwen, warum er brüllt! Frage den Menschen, warum er liebt! So frage den Juden, warum er Jude ist. Wir können nicht anders! Es ist in uns ohne unser Zutun! Es ist da, urlebendig und G'ttesgewaltig; Es ist das Gesetz unserer Natur! [...] Wir können uns nicht [...] losreißen von den Wurzeln unseres Seins. [...] Dreitausend Jahre Weltgeschichte haben es bewiesen, dass es unmöglich ist, die jüdische Volksseele zu vernichten.« (1898)

Ja, so könnte man den treibenden Willen des Judentums beschreiben. An der Seite dieses *Willens* steht aber die bildhafte konzeptionelle *Vorstellung*. Der Wille braucht die Vorstellung, um in der Welt sinnhafte Wirklichkeit zu werden. Das bedeutet für das hier Beschriebene: All die vielen Theorien und Gedanken jüdischer Gelehrter und Denker, Musiker und Künstler, Köchinnen und Köche, alle die auseinanderstrebenden Elemente jüdischer Kultur, sind nichts anderes als die wechselnden *Vorstellungen*, welche die Menschen brauchen, um die Kraft des treibenden Willens mit geordnetem, anschaulichem und greifbarem Sinn zu erfüllen. Mit anderen Worten: Die ganze jüdische Vielfalt ist nichts anderes als der Versuch, den Willen zu dieser Einheit des Judentums als sinnvolles Dasein sicht- und erlebbar zu machen.

Der erste Teil dieses Beitrags ist in DAVID Heft 119, Chanukka 5779/Dezember 2018, Seite 64-65 erschienen.

Zum Autor: Karl E. Grözinger ist ein deutscher Judaist und Religionswissenschaftler. Er ist Professor emeritus (Institut für Jüdische Studien und Religionswissenschaft, Universität Potsdam, Zentrum Jüdische Studien Berlin-Brandenburg). Weitere biographische Informationen: <http://www.zentrum-juedische-studien.de/person/groezinger-karl-e/>

Dr. Gabriel Lansky und Familie

1010 Wien, Biberstrasse 5
Telefon: +43 1/533 33 30-13
Fax: +43 1/532 84 83
E-Mail: office@lansky.at

wünschen allen Freunden, Bekannten
und Klienten in Wien und im Ausland
ein friedvolles Pessachfest.

Die SPÖ-BRIGITTENAU

wünscht allen
jüdischen Freunden
ein schönes

PESSACH - FEST!



KEREN HAJESSOD קרן היסוד
FÜR DIE MENSCHEN ISRAELS

**KEREN HAJESSOD ÖSTERREICH
wünscht allen ein schönes
und koscheres Pessachfest!**

חג פסח שמח וכשר!

Sind Sie dieses Jahr zu Pessach in Israel?
Wir laden Sie (und ihre Kinder!) am 17.4. zu einem
Tagesausflug zu spannenden KH-Projekten ein!

Nähere Infos erfahren Sie unter
01/533 19 55 oder info@kerenhajessod.at

info@kerenhajessod.at | [facebook.com/khaustria](https://www.facebook.com/khaustria)
IBAN: AT62 6000 0000 0717 2670 | BIC: BAWAATWW

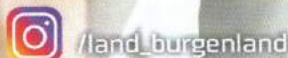
Burgenland.at

JETZT NEU!

mehr...
SERVICE
NEWS
VIDEOS
SOCIAL MEDIA

mehr...
BURGENLAND

emgältliche Einschätzung





Warschau: Der Ohel von Ber Sonnenberg (1822).

Foto: R. Klein, mit freundlicher Genehmigung.

Im Resümee über seine vielen Reisen und seine nun einer internationalen Leserschaft zugänglichen Erkundungen stellt der Architekturhistoriker die zentrale Frage nach der Bedeutung jüdischer Bestattungsorte für die jüdische Geschichte. Seine Antwort ist deutlich: jüdische Friedhöfe sind wie Geschichtsbücher. Allein die Einflüsse der nichtjüdischen Umgebung – ethnisch, religiös, kunsthistorisch, architektonisch, landschaftsgestaltend und urban – würden ein Buch füllen. Seit der Eroberung Jerusalems, als das antike Israel sein Staatswesen verlor, lebte der Grossteil des jüdischen Volkes als Minorität im europäischen Mittelmeerraum. Sein Leben wurde von den Gastimperien, von Rom, Byzanz, Persien, Habsburg, dem Heiligen Römischen Reich, Russland und Osmanen sowie Habsburg beeinflusst. Da Juden kein eigenes visuelles Vokabular hatten, akzeptierten sie nichtjüdische Kunst und Architektur, so weit sie nicht ihr eigenes Erbe, ihre rigorose Anti-Ikonen-Tradition und ihre Angst vor Götzenverehrung berührten. Diese Angst war laut Autor Rudolf Klein zeitlich und regional unterschiedlich. So akzeptierten etwa in der Römischen Periode jüdische Friedhöfe oft dreidimensionale Darstellungen von Toten, die anderswo und zu anderen Zeiten als reine Götzenverehrung gegolten hätten.

***) Rudolf Klein: Metropolitan Jewish Cemeteries of the 19th and 20th Centuries in Central and Eastern Europe;**
ICOMOS: Hefte des deutschen Nationalkomitees LXVI



Teil 2: Der jüdische Friedhof in St. Petersburg,
wird in DAVID Heft 122, Rosch Haschana abgedruckt.

**Professor Rudolf Klein wird sein Buch am 27. Mai 2019
um 19.00 Uhr im Bookshop Singer Wien 1., Rabensteig 3,
präsentieren.**

timillionärs und Philantropen Izrael Kalmanowicz Poznanski – es ist wie eine Kathedrale mit reich verzierter Innenkuppel gebaut, die Kuppel mündet in einen Davidstern (Seite 300/301). Auf dem Budapester jüdischen Friedhof in der Salgótarjáni Strasse beeindruckt der Ehrengräber-Teil mit der spektakulären Architektur von Béla Lajta. Im Buch ist die Entwicklung Latjas von der Verwendung alter mesopotamischer Architektur bis hin zur neuen Matzewah-Tradition eingängig dargestellt (Seiten 264 – 269).

Für den jüdischen Friedhof Zagreb ist für die Zwischenkriegszeit typisch – und europaweit einmalig –, dass stilistisch Modernismus und Art Decó die Grabmäler bestimmen. Typisch ist ebenso, dass während des Kommunismus das Rabbinat wenig Einfluss hatte und daher auch christliche Familienmitglieder in jüdischen Gräbern bestattet wurden. Das elegante Grabmal der Familie Freund ist für all das Beispiel und es ist zudem Denkmal für die in der Shoah und im Lager der kroatischen Ustascha, in Jasenovac, ermordeten Angehörigen (Seite 159). Vom aschkenasisch-jüdischen Friedhof der rumänischen Hauptstadt zeigt der Wissenschaftler den Grabstein von Adolf Hitler (1832-1892), er war Hutmacher in Bukarest und laut der in hebräisch verfassten Eulogie ein „lieber Mensch“ (Seite 236).



HOTEL STEFANIE
WIEN

1020 Wien, Taborstrasse 12
Tel: +43 1 21150-0
stefanie@schick-hotels.com
www.schick-hotels.com



Über 400 Jahre Tradition im ältesten 4-Sterne-Hotel Wiens!
Nur wenige Schritte vom 1. Bezirk entfernt, präsentieren sich
111 Zimmer, Tagungsräume sowie das Restaurant als
gelungene Mischung aus Alt und Neu.
Auf Wunsch reservieren wir für Sie gerne koscheres Frühstück.

**Wir wünschen allen unseren Freunden
und Gästen ein friedliches Pessachfest!**



Einer der ganz wenigen heute noch an ihrem ursprünglichen Aufstellungs-ort erhaltenen Grabsteine.

Alle Abbildungen: T. Walzer, mit freundlicher Genehmigung.



Gedenkmauer aus Grabsteinfragmenten auf dem jüdischen Friedhofs Mattersburg, errichtet 1966.

Informationen:

Stadtgemeinde Mattersburg, Brunnenplatz 4, 7210 Mattersburg, Tel. 02626 / 62332. Dort kann auch der Friedhofsschlüssel abgeholt werden.

Nachlese:

<https://www.ikg-wien.at/friedhoeft-massengraeber/#friedhof-burgenland>
 Österreichisches jüdisches Museum Eisenstadt, Dokumentation der Grabsteine des jüdischen Friedhofs Mattersburg: <http://www.ojm.at/blog/thema/friedhof-mattersburg/>, abgerufen am 6.11.2018.

Gertraud Tometich, Als im Burgenland noch das Schofarhorn ertönte. Die Geschichte der jüdischen Gemeinde von Mattersburg und Umgebung. Edition Marlit, 2013, ISBN 978-3-902931-02-3

Ilan Beresin, Gedenkstätte zur Erinnerung an eine vernichtete Gemeinde, In: DAVID, Heft 115, Chanukka 2017, <http://davidkultur.at/artikel/gedenkstaette-zur-erinnerung-an-eine-vernichtete-gemeinde>

und zu einer Gedenkmauer zusammengefügt. Es ist ein eindrucksvolles Mahnmal, das sich auf dem leergeräumten Hügel mitten im Stadtzentrum von Mattersburg erhebt. Aus den 1990er Jahren stammen mehrere Reihen von insgesamt 150 symbolischen Betongrabsteinen – Stelen, die in einer Initiative der Wiener *Chewra Kadischa* auf dem Steilhang des Hügels verteilt aufgestellt wurden, um einen Missstand – das bis dahin beliebte Rodeln an dem Heiligen Ort – in Zukunft zu unterbinden. Lediglich eine Handvoll Grabmonumente sind noch an ihrem ursprünglichen Standort erhalten, vor allem am oberen Ende des Hügels, in der südwestlichen Ecke des Areals. Der Haupteingang, der heute am unteren, nordöstlichen Ende des Abhangs bei einem grossen Metalltor, errichtet von Walter Pagers *Verein Schalom* in den 1990er Jahren, zu finden ist, hatte sich ursprünglich an der Ecke Wedekindstrasse und Bahnstrasse am südöstlichen Ende des Areals befunden und ist heute nicht begehbar. Dort war auch die Zeremonienhalle zu finden, die während der Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 zerstört wurde. Allein schon die Ausmasse der grossen, leergeräumten Fläche lassen erahnen, welche Bedeutung die jüdische Gemeinde einst gehabt haben musste. Seit 2017 verweist ein Mahnmal im Bereich des zerstörten jüdischen Viertels, das KR Michael Feyer mit seinem Gedenkverein *wir erinnern – Begegnung mit dem jüdischen Mattersburg* errichten liess, in eindrucksvoller Weise auf das historische jüdische Mattersburg.



ÖSTERREICHISCH-
ISRAELISCHE GESELLSCHAFT
חברה אוסטריה-ישראל

**Österreichisch-Israelische
Gesellschaft Kärnten
und Präsident DI Dr. Ulrich
Habsburg-Lothringen**

*wünschen allen
Bürgerinnen und
Bürgern ein friedvolles und
gesundes neues Jahr!*



Brief von Bundespräsident Alexander van der Bellen an I. Oberndorfer,
mit freundlicher Genehmigung



Präsidenschaftskanzlei
Alexander Van der Bellen

Wien, 26. Juni 2018
GZ S400000/26-WK/2018

Sehr geehrte Frau Mag. Oberndorfer!

Vielen Dank für Ihr Schreiben und die Informationen zum geplanten Abriss des Hauses in Gänserndorf.

Der Herr Bundespräsident wurde von Ihrem Anliegen und der von Ihnen geschilderten Situation in Kenntnis gesetzt.

Gleichzeitig wurde das Bundesdenkmalamt kontaktiert, um sich als zuständige Behörde der Sache anzunehmen.

Ich bin zuversichtlich, dass sich eine für alle Seiten akzeptable Lösung finden lässt und verbleibe

mit freundlichen Grüßen

Univ.-Lekt. Ministerialrat Mag. Meinhard Rauchensteiner
Leiter der Abteilung Wissenschaft, Kunst und Kultur

elektronisch gefertigt

Frau
Mag. Ingrid Oberndorfer
Jettndorferstraße 8
3484 Grafenwörth
ingrid.oberndorfer@gmail.com

Hofburg, Ballhausplatz, 1010 Wien, +43-1-53423-270, meinhard.rauchensteiner@bpb.gub.at
www.bundespraesident.at, www.facebook.com/alexander.vanderbellen

reichische Landeshauptfrau Mikl-Leitner, an die israelische Botschafterin in Wien Talya Lador-Fresher, wandte mich an Bundeskanzler Sebastian Kurz, bat den Koordinierungsausschuss für christlich-jüdische Zusammenarbeit um Hilfe, nahm mit dem evangelischen Superintendenten Lars Müller-Marienburg in St. Pölten Kontakt auf und informierte auch Kardinal Christoph Schönborn am 25.6.2018 über die Synagoge Gänserndorf und bat ihn ebenfalls, sich für dieses Kulturgut einzusetzen.

Die IKG Wien war und ist ebenfalls daran interessiert, dass dieses jüdische Kulturgut erhalten bleibt. Auch Oberrabbiner Arie Folger und Gemeinderabbiner Shlomo Hofmeister vom Rabbinat Wien wünschen, dass dieses Gebäude erhalten bleiben soll. Sie werden von mir auf Wunsch immer telefonisch auf dem Laufenden gehalten. Lange Zeit hat Bgm. Lobner in der Öffentlichkeit behauptet, die IKG Wien hätte für den Abriss des Gebäudes die Zustimmung gegeben – was nicht stimmt.

Da der Bürgermeister von Gänserndorf das Gebäude abreißen lassen wollte bzw. nach wie vor abreißen lassen will, erhob er innerhalb der gesetzlichen Frist Einspruch gegen den Unterschutzstellungsbescheid vom 28. Juni 2018 - ohne dies mit all seinen Gemeinderäten abzusprechen. Aus diesem Grund reichten die GRÜNEN Gänserndorf gegen Bgm. Lobner am 25. Juli 2018 eine Aufsichtsbeschwerde bei der Bezirkshauptmannschaft Gänserndorf ein, da Gefahr bestand, dass das Gebäude trotz BDA-Bescheid abgerissen werden könnte. Am 1. August 2018 antwortete Martina Esberger von der BH Gänserndorf der GRÜNEN-Gemeinderätin Beate Kainz, dass „...die Bezirkshauptmannschaft [...] in diesem administrativen Instanzenweg [...]“ nicht aufscheine. Die BH Gänserndorf fühlte sich nicht zuständig.

Seit es mir gelungen ist, das Gebäude vor dem Abriss zu bewahren, führte und führt der Bürgermeister von Gänserndorf gegen mich in den Regionalzeitungen eine Kampa-

**SCHÖNES
PESSACHFEST!**

USCHI LICHTENEGER
Bezirksvorsteherin
Leopoldstadt
Karmelitergasse 9
post@bv02.wien.gv.at
Tel: +43-1-4000-02111



Zum bevorstehenden Pessach-Fest übermittle ich allen Bürgerinnen und Bürgern der jüdischen Gemeinde die herzlichsten Glückwünsche.

**Ltg. Abg. GR Prof.
Dr. Gerhard Schmid**

Bezirksparteivorsitzender der SPÖ Hietzing
1130 Wien, Wolkersbergenstrasse 170
e-mail: gerhard.schmid@spw.at

Dr. Friedhelm Frischenschlager

*Vizepräsident der Europäischen
Föderalistischen Bewegung Österreichs*

wünscht allen jüdischen
Bürgerinnen und Bürgern ein
schönes und friedvolles
Pessachfest!



Marie-Louise Weissenböck
Vorsitzende

wünscht im Namen des Vereins Christen an
der Seite Israels – Österreich allen jüdischen
BürgerInnen ein friedvolles Pessachfest!

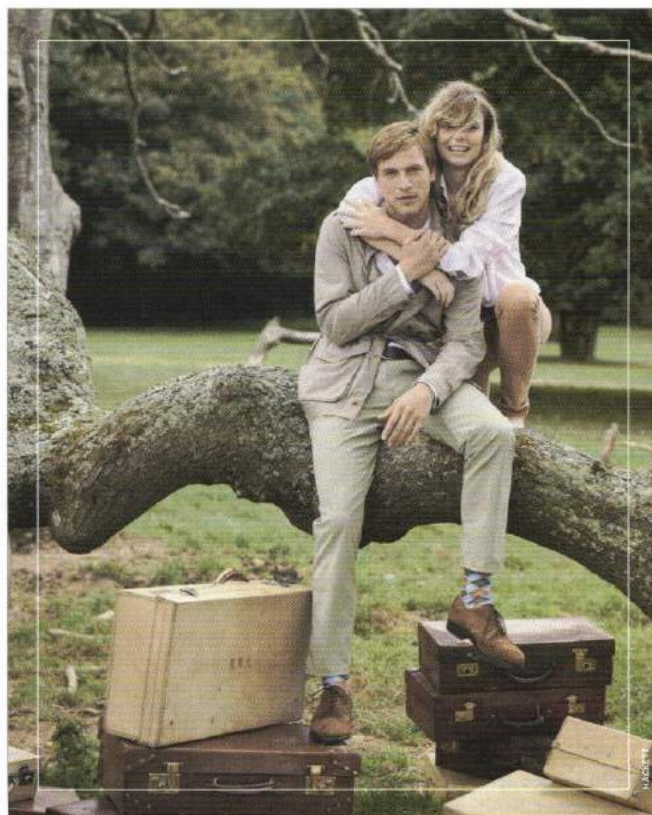
**Frau Dr. medic.stom Simona
Ionela Mick und Ass. Univ.
Professor DDr. Michael Mick**



Fachärzte für Zahn-,
Mund- und Kieferheilkunde
Implantologische Kieferchirurgie
und Ästhetisch-Restaurative
Zahnheilkunde

A-1040 Wien, Schleifmühlgasse 7/8
Tel.: 01/587 43 08
Fax: 01/587 21 65 19
e-mail: office@mick.at

wünschen allen Leserinnen und Lesern
des DAVID ein friedliches Chanukkafest!



Brühl
Schmiedgasse 12, 8010 Graz
Seilergasse 6, 1010 Wien

House of Gentlemen
Kohlmarkt 11, 1010 Wien

Sehr geehrte Leserinnen und Leser von DAVID!

Welch Freude! Nicht nur Pessach, sondern 30 Jahre Kulturzeitschrift DAVID gilt es zu feiern. Das Heft, das Sie hier in Händen halten und das in gewohnter Qualität und Vielfalt – diese reicht von Herrn Lessing bis zu Frau Luxemburg – jüdische Inhalte aufgreift, ist nicht nur eine „Bereicherung“. Es ist eine geistige und kulturelle Säule unseres Landes. Ihren Familien, Ihren Gemeinden und Ihnen wünsche ich namens der Katholischen Hochschulgemeinde ein seelenwärmendes und Kraft spendendes Pessach-Fest!

Florian Traussnig, Chefredakteur „Denken+Glauben“

Glauben leben und kritisch reflektieren

Die Katholische Hochschulgemeinde Graz bietet Studierendenbehausung, Begegnung, Bildung, spirituelle Angebote, Kunst, Reisen, Chorgesang, Sport, u.v.m.
www.khg-graz.at



© IKG-Innsbruck

Die Israelitische Kultusgemeinde für Tirol und Vorarlberg wünscht allen Leserinnen und Lesern des DAVID ein schönes und friedvolles Pessachfest!"

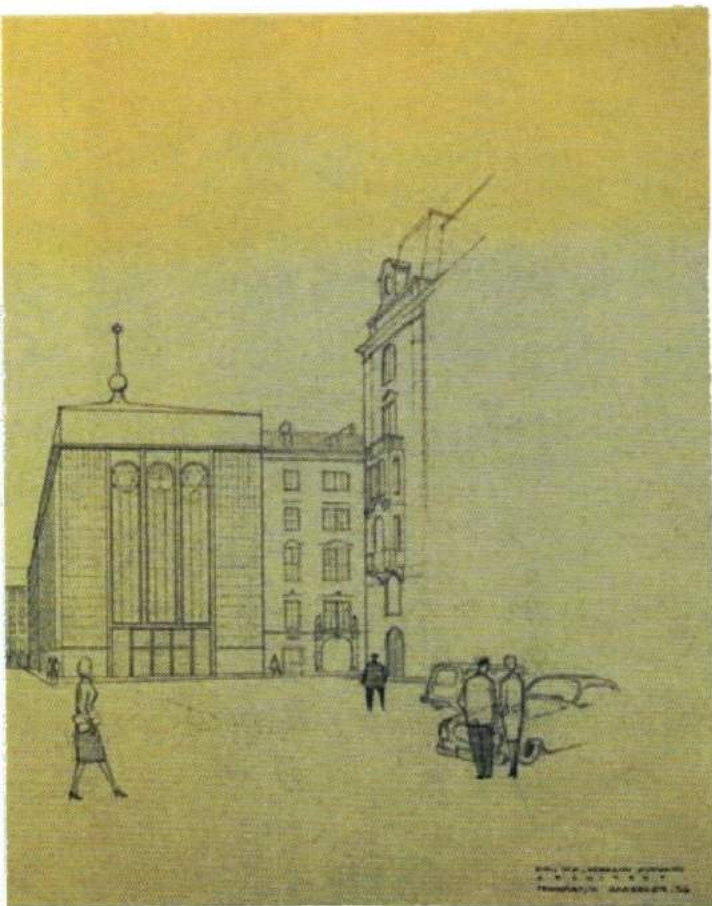
Günther Lieder

Präsident der IKG Innsbruck



www.landeshauptmann-ooe.at





In der Flossgasse

Das zweite Projekt lässt sich zumindest besser einordnen: Im Dezember 1962 fertigte Guttman Pläne für die Israelitische Kultusgemeinde Wien an, die den Umbau einer vormaligen rituellen „Badeanstalt“ im II. Bezirk Flossgasse Nr. 14“ ermöglichen sollten. Der in Guttmanns Büroarchiv erhaltene Bestand enthält neben den so bezeichneten zwei Grundrissen von Baurat Oskar Marmorek technische Zeichnungen vom April 1928, die den Einbau eines „Kaltwasser-Reservoirs“ ermöglichen sollten, sowie zwei Grundrisse des Betsaals und einen Schnitt von Guttmann. Marmorek, ein jüdischer, 1863 geborener und 1909 verstorbener Architekt, entwarf das Gebäude 1907.⁶ Es wurde im Sommer 2018, trotz Protesten, abgerissen.⁷ Guttmanns Pläne waren nicht realisiert worden.

In der Grossen Schiffgasse

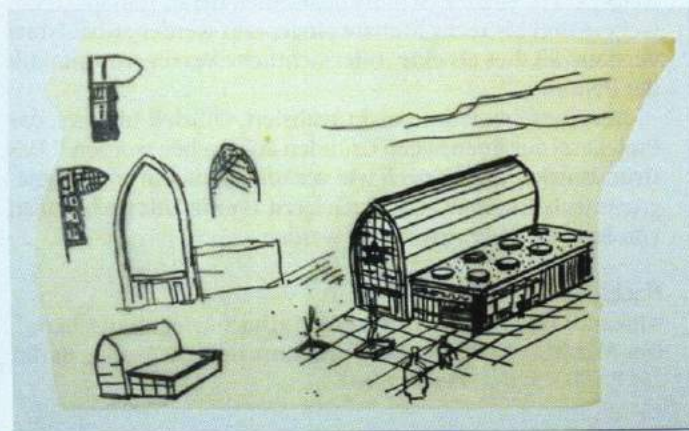
Mit dem Projekt für eine Synagoge mit Mikwah und Gemeindehaus für Khal Israel auf dem Areal der vormaligen, 1864 eingeweihten und während der Novemberpogrome zerstörten Schiffschul in der Grossen Schiffgasse 10 begann Guttman 1964 schliesslich seine umfangreichsten Planungen in Wien. Vor Ort wurde er dabei von dem Architekten Robert Kanfer unterstützt, der im Mai 1930 in Wien als Kind einer jüdischen, sich als assimiliert verstehenden Familie geboren worden war. Seiner Mutter gelang es, ihn mit einem Kindertransport nach England zu schicken. Nach dem Besuch der Schule konnte er sich den Wunsch, Architektur zu studieren, aufgrund seiner finanziellen Situation nicht leisten und arbeitete als Tischler sowie in einem Architekturbüro. 1953 kehrte Kanfer nach Wien zurück, um an der Akademie der Bildenden Künste zu studieren. 1957 schloss er mit einem Architekturdiplom ab. Mit seinem Büro realisierte er Messeauftritte für englische und amerikanische Firmen, entwarf Einfamilienhäuser. Seine Hauptauftraggeber waren in erster Linie ausländische Firmen. Für die jüdischen Gemeinden Österreichs konnte er – parallel zu den Planungen für Khal Israel – nur ein weiteres Mal tätig werden: Zwischen 1965 und 1967 leitete er die Wiederinstandsetzung der Zeremonienhalle des neuen jüdischen Friedhofs bei Tor 4 des Wiener Zentralfriedhofs. Am bekanntesten dürfte seine Planung der Räume für die 1978 eröffnete österreichische nationale Ausstellung im Museum Auschwitz, Block 17 sein. Im Rahmen der ab den 1980er Jahren stattfindenden

schiedene Anordnungen von Gemeinderäumen und einer Synagoge. Auch das zur Verfügung stehende Areal scheint sich mindestens einmal in seiner Form geändert zu haben. Guttmanns unterschiedliche Entwürfe könnten also aus Veränderungen des zur Verfügung stehenden Grundrisses und der Ansprüche der/des Bauherren resultiert haben. Dagegen verbindet die Projekte, dass sich das Gebäude über vier (Projekt 1) bzw. jeweils fünf Geschosse erhebt; der Synagogenraum wäre dabei als eine mehrgeschossige Halle von beeindruckender Höhe entstanden, ein Novum in Guttmanns Werk und im Synagogenbau der Nachkriegsjahrzehnte. Der inmitten einer (gross-)bürgerlichen Architektur des ausgehenden 19. Jahrhunderts angedachte Neubau war dabei mit gradlinigen und schlichten, gleichwohl historisierend-neoromanischen Fassaden geplant.

Besonders die dem Projekt 4 zuzuschreibenden Perspektive zeigt eine auf dem Eckgrundstück stehende Synagoge, die sich souverän in ihrer Umgebung behauptet. Während die drei hohen, schmalen Bogenfenster über dem Eingang an eine Kirchenfassade erinnern, verweisen die in den Fenstern angeordneten Davidsterne sowie eine Menorah deutlich auf die zukünftige Nutzung. Ein das Dach krönender Davidstern, der über die Umgebung herausragt, verstärkt dies. Lage und Gestaltung des Baus lassen an die grossen Synagogenbauten denken, die ab dem Ende des 19. Jahrhunderts in Europa errichtet wurden und deren Tradition Guttman mit seinem Entwurf wieder aufnimmt. Die Geschichte dieser Pläne lässt sich nicht rekonstruieren, da bisher weder begleitende Unterlagen aufgefunden werden konnten, noch eine Datierung erfolgte, noch der genaue Standort⁵ oder der Bauherr angegeben werden. Dass unterschiedliche Entwürfe existieren, verdeutlicht allerdings, dass das Vorhaben über eine gewisse Zeit intensiv verfolgt wurde.

Hermann Zvi Guttman, Wien Synagoge mit Gemeindezentrum Grosse Schiffgasse 8.

Skizzen Ansicht, o.M. [ca. 1,200], o.D. [ca. 1964]. Archiv im Jüdischen Museum Berlin, Bestand Hermann Zvi Guttman, 2017/314/44; 2017/314/54; 2017/314/51; 2017/314/49; 2017/314/47. Foto: Jörg Wassmer, Dominic Strieder.



Dr. Alexandra Klei ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für die Geschichte der deutschen Juden in Hamburg und derzeit mit einem DFG-Projekt zum Thema: Jüdisches Bauen zwischen 1945 und 1989 in der Bundesrepublik, der DDR und in Österreich. Möglichkeiten, Grenzen, Räume beschäftigt.

Endnoten

1 Aus der letzten Sitzung des Kultusvorstandes. In: Die Gemeinde. Offizielles Organ der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, 25.07.1959, S. 2. Zum Verhältnis zwischen der neugegründeten Israelitischen Kultusgemeinde und den orthodoxen Vereinigungen Adass Jisroel und Aguda Israel sowie zur Geschichte der beiden letztgenannten vgl. das Interview: Vergangenheit und Zukunft. Die Wiener Schiffschul. Gespräch mit Benno Kern. In: DAVID. Jüdische Kulturzeitschrift. <http://www.david.juden.at/kulturzeitschrift/57-60/57-schiffschul.htm> (Zugriff am 09.08.2015).

2 Aus der letzten Sitzung des Kultusvorstandes. In: Die Gemeinde. Offizielles Organ der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, 25.07.1959, S. 2.

3 Nachdem dieses nach Guttmanns Tod im Jahr 1977 mehrere Jahrzehnte im Keller der Familie lagerte, wurde es 2017 an das Archiv im Jüdischen Museum Berlin übergeben.

4 Für einen ausführlicheren Einblick in Guttmanns Biografie sei verwiesen auf meine Veröffentlichung: Jüdisches Bauen in Nachkriegsdeutschland: Der Architekt Hermann Zvi Guttmann. Neofelis Verlag, Berlin 2017, ISBN 978-3-95808-116-1. Hier finden sich auch umfangreiche Darstellungen zu den im Folgenden genannten Bauten.

5 Robert Kanfer schreibt in einer Email vom 27.05.2016, dass ein Standort links des heutigen Jüdischen Museums (Judenplatz 8) vorstellbar sei, allerdings hätten dafür zwei Gebäude abgerissen werden müssen. Ihm selbst war dieses Projekt gänzlich unbekannt. Auch die Israelitische Kultusgemeinde Wien teilte mir in einer Email vom 25.04.2016 (Susanne Uslu-Pauer, Archiv) mit: „Nach derzeitigem Erschließungsstand haben wir zum Bau einer Synagoge am Judenplatz keine Unterlagen, auch keine Pläne oder Ideen von Seiten der IKG Wien.“

6 Nach: Oskar Marmorek. In: wikipedia. Geändert am 27.08.2018. Online: https://de.wikipedia.org/wiki/Oskar_Marmorek (Zugriff am 11.09.2018). Zur Biografie Marmoreks vgl. Markus Kristan: Oskar Marmorek. Zionist und Architekt. Wien 1996.

7 Gerda Mackerle: „Last-Minute“-Abrisse: 80 Baustellen nun gestoppt. In: Heute. 03.07.2018. Online: <http://www.heute.at/oesterreich/wien/story/-Last-Minute--Abrisse--80-Baustellen-gestoppt-49108493> (Zugriff am 11.09.2018).

8 Hier finden sich auch Teile der Korrespondenzen, u.a. zwischen Guttmann und Kanfer.

9 Das Projekt ist ausführlich vorgestellt in: Klei, S. 292-301.

10 So sandete Hermann Zvi Guttmann an Robert Kanfer am 02.08.1965 (ZAEJD, B 1/13 1192) Werkpläne des Kellergeschosses und machte ihn dabei darauf aufmerksam, dass ihm die Detailzeichnungen für die Mikwah bereits vorliegen. Zudem ging es um Details und Änderungen im Ausbau des Kellergeschosses und des Erdgeschosses sowie in den Fassaden. Dies alles bildete die Grundlage für Ausschreibungen an Statiker.

11 Die Korrespondenzen, die diese Entwicklungen nachzeichnen, befinden sich im ZAEJD, B 1/13 1192. Detaillierter beschrieben sind diese Vorgänge bei Klei, S. 292-296.

12 Robert Kanfer an Khal Israel, 03.11.1965. ZAEJD, B 1/13 1192.

13 Robert Kanfer an Hermann Guttmann, 07.06.1967. ZAEJD, B 1/13 1192.

14 Guttmann: Vom Tempel zum Gemeindezentrum, S.115.

Hermann Zvi Guttmann, Wien Synagoge der Khal Israel Grosse Schiffgasse 8.

Perspektive, o.M., 12.1966. Archiv im Jüdischen Museum Berlin, Bestand Hermann Zvi Guttmann, 2017/314/141.
Fotografien: Jörg Wassmer, Dominic Strieder.



Erich Hohenberger
Bezirksvorsteher
Landstrasse

Chag Sameach!

Im Namen des 3. Bezirkes wünsche ich allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern, deren FreundInnen und Familien auf der ganzen Welt ein gesundes und glückliches Pessachfest – sowie Frieden und Sicherheit, sodass Intoleranz und Antisemitismus sich bei uns nie mehr breit machen können.

Sprechstunde am Freitag 8:30 bis 10:30 Uhr oder nach telefonischer Voranmeldung unter +43 1/4000-03111.
post@bv03.wien.gv.at
www.landstrasse.wien.gv.at

bezahlte Anzeige

Der burgenländische SPÖ-Landtagsklub wünscht allen jüdischen BürgerInnen ein friedvolles Pessachfest.

Ingrid Salamon
SPÖ-Klubobfrau



**ISRAELITISCHE
KULTUSGEMEINDE
LINZ**
wünscht allen Mitgliedern
und Freunden
ein schönes Pessachfest

RELIGION VERBINDET

villach .stadt

Fresacher
Toleranzgespräche

5. bis 8. Juni 2019

www.fresach.org

BEZAHLTE ANZEIGE



ת"ס

Die Vorstandsmitglieder Renate Erbst, Marika Haraszti, Rosina Kohn, Mag. Hanna Morgenstern, Elisabeth Wessely und Mag. Daniela Haraszti

wünschen ein frohes Pessachfest

פסח כשר ו שמח

und bedanken sich bei allen Mitgliedern, Spendern und Sponsoren für die bisher geleistete Unterstützung im Namen der von uns betreuten Personen.

Save the Date:

**20 Jahre Ohel Rahel am 12. Mai 2019
im Studio 44 der Österreichischen Lotterien!
Anmeldungen ab sofort unter info@ohel-rahel.at**

A-1010 Wien, Seilnstaffelgasse 4, Telefon: 0699 125 99 333, ZVR Zahl: 175663683
E-Mail: ohel-rahel@ohel.at, info@ohel-rahel.at, Home: www.ohel-rahel.at

Die besten Wünsche zum
Pessachfest allen Gönnern
und Lesern
unserer Zeitschrift



Im Namen
der Redaktion

**Präsident Regierungsrat
Ilan Beresin**

Arbeit für den Frieden

Ich wünsche allen Leserinnen und Lesern der Zeitschrift DAVID und der jüdischen Gemeinde in Österreich ein schönes und friedliches Pessach-Fest.

Renate Anderl
AK PRÄSIDENTIN



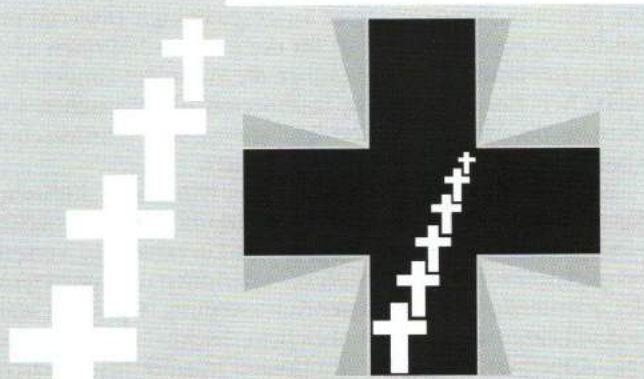
wien.arbeiterkammer.at

[www.renateanderl.at/facebook](https://www.facebook.com/renateanderl)
twitter.com/Arbeiterkammer



GERECHTIGKEIT MUSS SEIN

österreichisches schwarzes kreuz



...„wünscht ein gesundes und
friedvolles Pessachfest“ ...

Kriegsgräberfürsorge

in Zusammenarbeit mit dem

BM.I

laria, die vor allem in Küstennähe grassierte. Etwas besser hatten es die Offiziere, für die in den Camps in der Regel ein eigenes Kasino bestand.

Die ungeheuren Naturschönheiten, die der Sinai Betrachtenden und Betrachteten allenthalben bot, blieben nicht verborgen. So entschlossen sich Unternehmer, die Region touristisch zu erschliessen. Dies stiess zum Teil auf den Widerstand der so genannten Natur-Freunde und der Heimatbewegung, die einen möglichst einfachen, authentischen Zugang zu den Schönheiten der Natur anstrebten. So blieb manches Projekt, auch ein Besucherzentrum auf dem „Mosesberg“ mit didaktischen Absichten. An der Küste jedoch entstanden kleinere und grössere Resorts, die Touristinnen und Touristen aus dem In- und Ausland anlockten und namentlich mit Tauschschulen warben. Manche Orte wurden legendär und zu Treffpunkten israelischer Hippies, die gerne Folkmusik hörten. Das Sexualleben wurde recht liberal gehandhabt und brachte so manches Herz ins Schwingen. Dass mancher Spekulant im Geschäft mitmischen wollte, versteht sich von selbst. So versuchte ein gebürtiger Kubaner, ein grosses Resort aufzuziehen und gelangte an Regierungsstellen, um die Finanzierung zu gewährleisten. Er plante, verschiedene Tauschschulen aufzuziehen, setzte aber auf einfache Infrastruktur. Das Projekt versandete und landete in den Schubladen des Ministeriums.

Der Traum, zu leben wie die Pionierinnen und Pioniere, ist der israelischen modernen Gesellschaft nach wie vor eingeschrieben, wie ich meine. Man träumt von Landarbeit, Selbstversorgung, Wehrdörfern, spartanischem Lebensstil, ist eher gegen Konsum eingestellt. Dies war die Ideologie der arbeiterzionistischen, sozialistischen Bewegung gewesen, die einen wehrhaften Bauernstaat aufbauen wollte. Auf dem Sinai wurde diese Idee nur ansatzweise umgesetzt. Zu sehr hatte sich die israelische Gesellschaft verändert, verwestlicht. Doch Ansätze von grossen Projekten lassen sich während der Besatzungszeit von 1967 bis 1982 allenthalben finden.

Literatur:

Peters, Dominik. Sehnsuchtsort Sinai.
Eine israelische Kulturgeschichte der ägyptischen Halbinsel.
Göttingen, Wallstein Verlag, 2018.

Regev, Motti, Edwin Seroussi.
Popular Music in National Culture in Israel.
Berkeley/Los Angeles 2004.

Die Stadt Krems an der Donau

wünscht allen jüdischen
Bürgerinnen und Bürgern ein
schönes Pessachfest.

krems

LINNERTH

Exklusive Herrenmode

wünscht allen Kunden, Freunden
und Bekannten ein schönes und
friedvolles Pessachfest!

Walfischgasse 8,
1010 Wien
Tel.: +43 1 512 00 46,
office@linnerth.com,
www.linnerth.com

Die neue SPÖ Tirol

wünscht allen Leserinnen und Lesern
des DAVID ein frohes und
koscheres Pessachfest!


Dr. Georg Dornauer
Landesparteivorsitzender



Die Wirtschaftskammer Wien
wünscht allen Unternehmerinnen
und Unternehmern ein

schönes Pessachfest!

WKO WIEN
WIRTSCHAFTSKAMMER WIEN

„IN BEZUG AUF DAS EIGENE LEBEN DARF MAN SICH SENTIMENTALITÄT NICHT ZUGESTEHEN“

In Erinnerung an Mirjam Pressler s.A. (1940 – 2019)

Mirjam Pressler, eine der erfolgreichsten deutschen Autorinnen und Übersetzerinnen, wird am 18. Juni 1940 als Mirjam Gunkel in Darmstadt geboren. Da sie ein uneheliches Kind ist, wächst sie in einer Pflegefamilie auf. Aus der Enge in dieser Familie, bei der sie auch Gewalt erfährt, kann sie sich oft nur durch Bücher befreien, denen sie „verfallen“ ist.

„Bei meinen Pflegeeltern wuchsen auch deren vier Enkelkinder auf. Eines der Mädchen war die Angepasste, Brave, Schöne, Gescheite. Das andere war ein Miststück, weder gescheit noch schön, noch angepasst. (...) Ich habe als Kind sehr unter ihr gelitten. Immer, wenn sie mir nachgelaufen ist und mich geschlagen hat, habe ich gewusst, dass sie wieder was abgekriegt hat und es an mir auslässt. Ich war eben die Kleinste und Schwächste.“

Als Mirjam sechs oder sieben Jahre alt ist, erfährt sie von ihrer Pflegemutter, dass ihre Mutter Jüdin ist.

„Als ich Kind war, habe ich alles, was an meinen sozialen Verhältnissen kaputt war, auf das Jüdischsein geschoben. Ich hatte ja nur den schlechten Klang im Ohr, den das Wort Jude damals hatte. Auch als Autorin habe ich jüdische Themen erst gemieden.“

Nach der Matura studiert sie an der Hochschule für Bildende Künste in Frankfurt am Main sowie Englisch und Französisch an der LMU München. 1962 arbeitet sie in Israel in einem Kibbuz und heiratet zwei Jahre später einen Israeli, zwischen 1966 und 1969 werden



Mirjam Pressler.

Foto: Karen Seggelke, mit freundlicher Genehmigung Beltz & Gelberg Verlag.

schokolade“, dem weitere Werke, wie zum Beispiel „Nathan und seine Kinder“ und „Anne Frank. Eine Biografie“ folgen. Es entstehen wunderbare Romane für Kinder, Jugendliche, Erwachsene und die Werke zeigen einen liebevollen und menschlichen Blick auf die Protagonistinnen.

Als Übersetzerin überträgt Mirjam Pressler mehr als 300 Titel aus dem Hebräischen, Englischen und Niederländischen ins Deutsche, darunter Werke von

Beltz Verlag ihr letztes Buch „Dunkles Gold“, ein Roman über jüdische Identität, Antisemitismus, aber auch Liebe und Hoffnung.

„Jeder braucht einen Platz in der Welt, einen Ort, an den er gehört, und Menschen, in deren Mitte er Geborgenheit findet. Niemand kann in den Räumen dazwischen leben.“

(Aus: Nathan und seine Kinder)

Zitate:

BÜCHER – EMPFEHLENS- WERT

Ein Ungeist geht um in Deutschland

Moshe Zuckermann: Der allgegenwärtige Antisemitismus oder Die Angst der Deutschen vor der Vergangenheit. Mit einem Beitrag von Susann Witt-Stahl

Frankfurt am Main: Westend Verlag 2018.
256 Seiten, Paperback,
Euro 20,60 [AT] / Euro 20,00 [D]
ISBN: 978-3-86489-227-1

Zum Autor

Moshe Zuckermann wurde 1949 in Tel Aviv als Sohn polnisch-jüdischer Shoah-Überlebender geboren. 1960 wanderte die Familie nach Deutschland aus, wo Moshe Zuckermann unter anderem bei Theodor W. Adorno studierte. Seit 1970 lebt Moshe Zuckermann wieder in Tel Aviv. Dort lehrte er am Institute for the History and Philosophy of Science and Ideas (Universität Tel Aviv). Von Februar 2000 bis 2005 leitete er das Institut für Deutsche Geschichte an der Universität Tel Aviv. 2006 und 2007 war er Gastprofessor am Institut für Jüdisch-Christliche Forschung (IJCF) der Universität Luzern.

Zum Buch

Im Vorwort zum seinem Buch schreibt Moshe Zuckermann: „Ein Ungeist geht um in Deutschland – es ist, als habe sich der Orwellsche Neusprech ein neues Feld für seine realhistorische Manifestation gesucht und es gefunden: im Antisemitismusdiskurs des heutigen Deutschland. Wahllos und ungebrochen werden Begriffe durcheinandergeworfen, Menschen perfide verleumdet und verfolgt, (...) eine gesamte Debattenkultur in ein Tollhaus neuralgischer Befindlichkeiten und unaufgearbeiteter Ressentiments verwandelt, wobei sich linke Gesinnung nach rechts wendet und rechte Ideologen sich den Anschein der Liberalität zugeben trachten.“ (S. 7).

Die Titel der einzelnen Kapitel zeigen, dass der Autor den Bogen des Themas weiter spannt. In Israel werden wichtige Etappen der Vorgeschichte und Realität des Staates beleuchtet, wie zum Beispiel der erste zionistische Kongress von 1897 und der Sechstagekrieg 1967. Das Kapitel Deutschland behandelt Israelkritik und Antisemitismus, sowie aktuelle Auswirkungen und Entwicklungen. In Miszellen wird auch der „Fall“ Natalie



Cover: Copyright: Westend Verlag Frankfurt am Main

Portman beleuchtet. Die amerikanisch-israelische Schauspielerin, die in Jerusalem geboren wurde, weigerte sich 2018, den „Genesis Prize“ entgegenzunehmen. Der Preis wird von der israelischen Regierung, der Jewish Agency und der Genesis-Stiftung ausgerufen. In einer Presseaussendung schildert die Schauspielerin ihre Beweggründe, die Auszeichnung nicht anzunehmen. Darin machte sie klar, dass sie keineswegs den Staat Israel boykottieren wolle, sich aber nicht als Unterstützerin von Benjamin Netanyahu und dessen Politik sehe. Diese Entscheidung Natalie Portmans schlug in heftige Aggression um, der sogar darin gipfelte, dass Yuval Steinitz, Israels Minister für Energie- und Wasserversorgung, sie heftig kritisierte und ihr unterstellte, antisemitisch zu sein.

Das letzte Kapitel ist ein Beitrag der Journalistin und Autorin Susann Witt-Stahl mit dem Titel „(Anti-)Deutsche Zustände“, der sich unter anderem mit dem Begriff „Antideutsche“ auseinandersetzt, die eine völlig unkritische Pro-USA- und Pro-Israel-Haltung propagieren. Als die im Juni 2018 verstorbene deutsch-israelische Rechtsanwältin und Menschenrechtsaktivistin Felicia Langer 2009 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet wurde, starteten „Antideutsche“ einen Sturm der Entrüstung. Auch Moshe Zuckermann musste sich oft mit solchen Anfeindungen auseinandersetzen: „Den Höhepunkt unüberbietbar perfider Unverfrorenheit bilden junge nichtjüdische Deutsche (Enkel der Tätergeneration), die israelischen Kritikern ihres Staates (womöglich Kinder von Holocaust-Überlebenden) Antisemitismus und Selbsthass vorwerfen. Schier unbegreiflich, welchen Abgründen ihre Anmassung entstammen muss.“

Ein lesenswertes und facettenreiches Werk. „Zuckermanns Kritik ist radikal und oft polemisch. Trotzdem ist sein Buch keine schnell lesbare populärwissenschaftliche Analyse. Das liegt am dichten Schreibstil des Autors. An manchen Stellen gleicht die Arbeit einem steilen Berg. Es bedarf einer gewissen Anstrengung, ihn zu besteigen. Doch die Mühe lohnt sich. Auf dem Gipfel ist der Horizont weiter.“¹

Monika Kaczek

¹ https://www.aachener-zeitung.de/kultur/buch/der-allgegenwaertige-antisemit-von-moshe-zuckermann_aid-35180699 (aufgerufen: 21.01.2019)



Landtagsabgeordnete **JENNIFER KICKERT**
und Klubobmann **DAVID ELLENSOHN**
wünschen allen Leserinnen und Lesern
sowie der jüdischen Gemeinde in Österreich
EIN FRIEDVOLLES PESSACH-FEST!





Zufall – Segen oder Hölle

Georg Hauptfeld:

Der Wert des Zufalls. Ágnes Heller über ihr Leben und ihre Zeit

Wien/Hamburg: Edition Konturen 2018.

240 Seiten, Hardcover,

Euro 26,80

ISBN: 978-3-902968-34-0

ren. Die Beiträge der Autoren sind solid gearbeitet, die Faksimiles von hoher Qualität. Die „feuilletonistischen“ Kapitelüberschriften der Beiträge heben das populärwissenschaftliche Habit des Bandes hervor. Der Band ist gut gegliedert und mit nützlichen Handreichen versehen: Literatur- und Signaturverzeichnis, Bildnachweis, Personenregister sowie Kurzbiografien der Autorinnen und Autoren.

Dokumente zum Judentum:

Der Band enthält auch Dokumente über das Judentum in der Habsburgermonarchie, intellektuelle und kulturelle Leistungen assimilierter Juden, Antisemitismus, Holocaust, Emigration und Rückkehr, insbesondere: „Der Gelbe Ring – Zur Kennzeichnungspflicht für Juden“ (Judenpatent Kaiser Ferdinands I. 1551); „Kryptogramme der Moderne“ (Gustav Mahlers Ernennung zum Wiener Hofoperndirektor 1897); „Der Hofrat der Revolution“ (Victor Adler an Friedrich Engels 1892); „Eros und Thanatos“ (Professoren der Wiener Universität gegen Gustav Klimt 1900); „Wovon man nicht sprechen kann ...“ (Aus dem Kriegstagebuch des Ludwig Wittgenstein 1914); „Attentat, relativiert“ (Schreiben von Albert Einstein an Friedrich Adler 1917); „Die Kelsen-Verfassung“ (Entstehung der österreichischen Bundesverfassung 1920); „Es, Ich, Über-Ich“ (Gutachten Sigmund Freuds zur Heilmethode des Elektroschocks 1920); „Kaisersemel in Hollywood“ (Der Filmschaffende Erich von Stroheim um 1919); „Die Schöne und das Biest“ (Film-Nackedei Hedy Lamarr 1930); „Dannen-berg“ (Robert Dannenberg: Sozialdemokrat, Intellektueller und Opfer des Holocaust 1942); „Eichmanns Zwischenbilanz“ (Statistiken von Adolf Eichmann und Alois Brunner 1938-1941); „Banalität des Bösen“ (Anmeldung und Beschlagnahme jüdischen Vermögens 1938, 1941); „Musik liegt in der Luft“ (Über Nazis, Emigranten und den Wiederaufbau der Wiener Oper 1946); „Der Herr Karl“ (Aus dem Originalmanuskript des Carl Maerz und Helmut Qualtinger 1961); „Leon Wolke“ (André Heller besingt den Holocaust 2002).

„Eine völlig neuartige Geschichte Österreichs“?

Der Prachtband hält für den Konsumenten schöne Quellenbeispiele, Bilder und Faksimiles, dazu gute Texte in moderaten Leseportionen bereit, ist somit in seiner Konzeption durchaus konventionell. Die Ankündigung des Verlages, es werde hier „die Geschichte Österreichs [...] auf ungewöhnliche und völlig neuartige Weise erzählt“, ist daher nicht ganz nachvollziehbar. Auch die Formulierung des Untertitels „von den Anfängen bis zur Gegenwart“ ist nicht wirklich innovativ, erinnert im Gegenteil an ältere Geschichtsdarstellungen.

Der Prachtband ist im Lexikonformat und „Hardcover mit gold eingefärbtem Überzug, Heissfolien- und Blindprägung“ ausgestattet und wiegt über drei Kilo, – ein ansprechendes voluminöses Geschenk. Nicht ohne Grund erfolgte die Präsentation durch eine Lesung des Herausgebers am Tag des Heiligen Nikolaus in einer Filiale der Geschenkbuchhandlung Thalia, – als Präsent für den gehobenen Bedarf durchaus empfehlenswert.

Christoph Tepperberg

Dieses Buch ist das Ergebnis von Gesprächen, die Georg Hauptfeld mit der grossen Philosophin Ágnes Heller im August 2018 über ihr Leben und Schaffen führte. Ágnes Heller wurde am 12. Mai 1929 in Budapest als Kind einer jüdischen Familie geboren. Eines ihrer grossen Vorbilder der Kindheit sah das Mädchen in Sophie Meller, ihrer Grossmutter väterlicherseits, die aus Wien stammte. Sie war eine der ersten Frauen, die Ende des 19. Jahrhunderts in Wien studieren durften; ihre Fächer waren Geschichte und Germanistik. Sophie Meller heiratete David Heller, mit dem sie zwei Mädchen und einen Buben bekam, die nicht jüdisch erzogen wurden. Obwohl die kleine Ágnes sich mit ihrer Mutter Angyalka (geborenen Ligeti) nicht sehr gut verstand, genoss sie eine behütete Kindheit. Die Beziehung zu ihrem Vater Pál war eng, er „(...) liebte die Freiheit und war sehr glücklich, dass ich ein Mädchen war. Er war der Ansicht, dass Mädchen alles können, wozu Burschen fähig sind.“

Alles änderte sich, als Ungarn am 19. März 1944 von deutschen Truppen besetzt wurde. Eines Morgens verschwand Pál Heller. Als er am 14. April 1944 das Haus verliess, wurde er von der Gestapo verhaftet, die ihn den ungarischen Behörden übergab. „Der letzte Brief, der uns erreichte, ist mit dem 20. Juni 1944 datiert. Es war ein kleiner Zettel, den mein Vater aus dem Waggon geworfen hatte. Jemand fand ihn, steckte ihn in einen Umschlag, kaufte eine Briefmarke und schickte ihn ab. Solche Menschen gab es noch!“ Pál Heller wurde in Auschwitz ermordet; sein vermutliches Sterbedatum ist der 16. Jänner 1945. Ágnes Heller und ihre Mutter konnten den Krieg im Budapestener Ghetto überleben.

Nach der Matura studierte Ágnes Heller beim marxistischen Philosophen György Lukács und gehörte später zur reformmarxistischen „Budapester Schule“. Schon als junge Studentin bewahrte sie immer ihre Unabhängigkeit, auch vom Lehrmeister György Lukács. Seine Schülerin zu werden, war für sie das grösste Glück in ihrem Leben und ohne ihn wäre sie nie Philosophin geworden.

Ein Kapitel des Buches widmet sich auch dem ereignisreichen Jahr 1968. In Ungarn wurde die so genannte neue Wirtschaftspolitik eingeführt, der Prager Frühling weckte grosse Hoffnungen und im Mai protestierte die neue Linke in Paris. „Manche sagen, 1968 wurde nicht verwirklicht, ich behaupte das Gegenteil. Das Alltagsleben wurde vollkommen transformiert. (...) Die Moral, mit der die denkende Jugend ihre Eltern fragte, was sie während der Nazizeit getan hatten, mit der sie in den USA gegen den Vietnamkrieg protestierte, war ehrlich und auch politisch gerecht.“

Nach langjähriger Unterdrückung konnte Ágnes Heller 1977 von Ungarn nach Australien emigrieren, wo sie von 1978 bis 1983 eine Soziologie-Professur an der La Trobe Universität in Melbourne innehatte. 1986 wurde sie Hanna Arendts Nach-



Künstlerschicksale 1938

Marie-Theres Arnbom: „Ihre Dienste werden nicht mehr benötigt“. Aus der Volksoper vertrieben – Künstlerschicksale 1938.

Wien: Amalthea-Verlag 2018.
208 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen
ISBN: 978-3-99050-142-9

Erstaunlich, wie viel an Neuartigem, Wichtigem und Informativem aus der Sphäre der Künstler-Vertreibung durch das NS-Regime noch immer herauszuholen ist. Freilich ist das Nachspüren von Lebensläufen, die sich im wahrsten Wort durch die ganze Welt verbreitet haben, eine schwierige, mühevoll Aufgabe. Marie-Theres Arnbom, die sich bereits durch mehrere Publikationen als kompetente Zeitgeschichtlerin erwiesen hat, ist vielen dieser Spuren nachgegangen, hat weite Reisen unternommen und mit Nachfahren der längst verstorbenen Künstler und Künstlerinnen gesprochen. Was sie herausgefunden hat, würde spannende Sujets für Romane oder Filme hergeben – so bunt und abenteuerlich geht es in diesem Buch zu. Als Thema hat sich die Autorin die Wiener Volksoper gewählt, allerdings nur einen eingeschränkten Ausschnitt aus der reich verzweigten Geschichte des Hauses in Wiens neuntem Bezirk.

Das Jahr 1938 mit seinen Schrecknissen steht im Mittelpunkt der Darstellung, die Karrieren jüdischer Künstler vor und nach diesem Wendepunkt werden in scharf gezeichneten Bildern präsentiert. Freilich sind es nicht die grossen „Stars“ des Hauses, sondern überwiegend Anfänger, im Nebenfach beschäftigte Künstler, denen erst in der Emigration der grosse Wurf gelang. Fritz Fall, Henry Krips – Eigenamen, die an Grössere, Berühmtere denken lassen, oder bei uns kaum Erinnerungen wecken wie Peter Paul Fuchs, Walter Taussig, László Halász, Walter Herbert, Hans Holewa, Heinrich Jalowetz – und doch sind das Menschen mit interessanter, erfolgreicher Lebensgeschichte. Mit feiner Beobachtung geht die Autorin auf jene Fälle ein, die sich mit der Wiederkehr von vertriebenen Künstlern nach 1945 befassen. Wie „unschuldig“ da in den Zeitungen berichtet wird, etwa: nach Jahren im Ausland ist der geschätzte Künstler wieder da. Da denkt sich der gelernte Österreicher unwillkürlich „seinen Teil“.

Die Wiener Volksoper, diese uneinheitliche, von politischen und wirtschaftlichen Stürmen hin- und hergerissene Kunststätte, gäbe noch viel Stoff zur Forschung her. Es ist ja eine echte Pointe, dass dieses Haus, im Kaiserjubiläumjahr 1898 als prononciert antisemitisches Theater gegründet, bereits wenig später zur Heimstätte jüdischer Opernkünstler wurde. Ergänzend zu den tragischen Schicksalen – hier mit zwei Fällen, der Sopranistin Ada Hecht und dem Tenor Viktor Flemming behandelt – wäre die Recherche noch auf die Volksoper-Ensembles der Zwanziger- und Dreissigerjahre auszuweiten. So könnte unter anderem an den Sänger Rudolf Bandler, einen der prominentesten Künstler des Hauses (berühmt vor allem als Beckmesser in Wagners „Meistersingern“) erinnert werden, der 1944 im KZ ermordet wurde. Marie-Theres Arnbom wäre wie

erschienen. Der Band erfasst über 5000 Familienarchive und persönliche Schriftennachlässe bzw. Archiv- und Nachlassteile zu einem halben Jahrtausend österreichischer Geschichte. Erstmals wurden nicht nur Bestände österreichischer Archive, Bibliotheken oder Museen berücksichtigt, sondern auch Institutionen in Tschechien, Ungarn, der Slowakei, Deutschland, Italien, Polen, Slowenien, Kroatien, Rumänien, der Ukraine, der Schweiz, den USA und Israel. Das Nachschlagewerk bietet damit einen nie dagewesenen konzentrierten Überblick über oft noch ungehobene Quellenschätze.

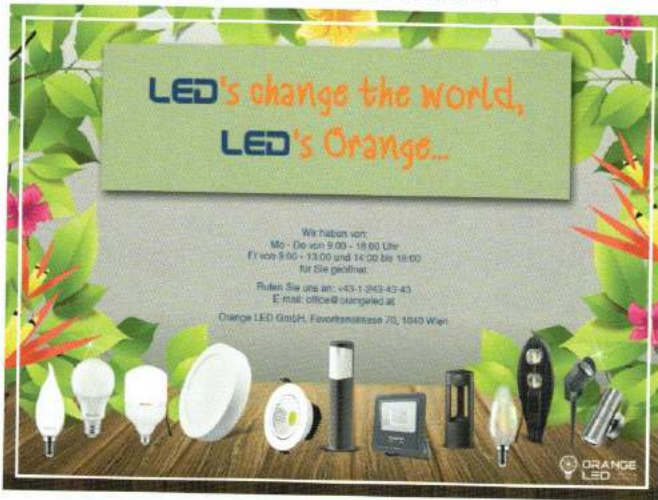
Welche Personen findet man in dem Verzeichnis?

Die Publikation ist kein Personenlexikon, sondern ein Verzeichnis existierender Aktenfonds: von Familien und Personen, die selbst Archivbildner wurden oder in institutioneller Nähe zu Archiven oder Bibliotheken standen: Kleriker und Ordensgeistliche, Adelsfamilien, schliesslich die Archive und Bibliothekare selbst. Hinzu kommen Personen von geschlossenen Berufsständen (z. B. Offiziere oder Professoren), Personen des öffentlichen Lebens (z. B. Politiker) sowie Personen aus Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur (z. B. Industrielle, Bankiers, Intellektuelle, Journalisten, Schriftsteller). Das eigentliche Verzeichnis findet sich unter „Familienarchive und Nachlässe A-Z“ (S. 51-1106).

Spuren des jüdisch-kulturellen Erbes

Das Verzeichnis enthält auch zahlreiche Nachlässe von Personen jüdischen Glaubens oder jüdischer Herkunft: Ärzte, Bankiers, Rabbiner, Mitglieder der IKG Wien, mehrheitlich sind es Exponenten des assimilierten österreichischen Judentums: Wissenschaftler (Historiker), Intellektuelle, Journalisten, Schriftsteller, Politiker (Sozialisten, Kommunisten, Widerstandskämpfer). Unter ihnen finden sich u.a. Friedrich und Viktor Adler, Otto Bauer, Heinrich Benedikt, Anton Bettelheim, Hugo Breitner, Julius Deutsch, Friedrich Engel-Janoschi, Karl Joseph Estreicher, Ernst Fischer, Julius August Frankl von Hochwart, Alfred Fried, Heinrich Friedjung, Leopold und Max Grünwald, Hans Kelsen, Bruno Kreisky, Gottfried Kunwald, Hermann Langbein, Josef Meisel, Leopold Moses Alois Pick, Oscar Pollak, Josef Redlich, die Familie Rothschild, Leopold Spira, Herbert Steiner, Maria Szécsi-Rapoport, Julius Tandler, Alice Teichová, Hans Tietze, Josephine von Wertheimstein, Simon Wiesenthal und Berta Zuckerkandl-Szeps.

Der Wert einer Printausgabe ist durch die Eindimensionalität der Suchoptionen determiniert. Das Verzeichnis von Renner und Irblich (1993) sowie das „Handbuch der Nachlässe und Sammlungen österreichischer Autoren“ von Murray G. Hall und Gerhard Renner (1995) wurden daher in den Jahren 2007-2010 durch ein Projekt von ONB und Wienbibliothek aktualisiert, ergänzt und der Allgemeinheit online zugänglich gemacht: „Verzeichnis der künstlerischen, wissenschaftlichen und kulturpolitischen Nachlässe in Österreich“ (<http://data>



**LED's change the world,
LED's Orange...**

Wir haben von:
Mo - Do von 9:00 - 18:00 Uhr
Fr von 9:00 - 13:00 und 14:00 bis 18:00
für Sie geöffnet.

Rufen Sie uns an: +43-1-243-43-43
E-Mail: office@orangeled.at
Orange LED GmbH, Favoritenstrasse 70, 1040 Wien

ORANGE
LED



**STIFT
KLOSTER
NEUBURG**

Das Stift Klosterneuburg
wünscht allen Leserinnen
und Lesern der Zeitschrift
DAVID ein friedliches
Pessachfest!

Partner des Lichts

WIENER STÄDTISCHE
VERSICHERUNGSVEREIN

WIENER STÄDTISCHE
WIENER ANWALTSKAMMER



Limbus Verlag

Der Innsbrucker Limbus Verlag wünscht
allen LeserInnen, AutorInnen, FreundInnen
und Bekannten ein friedvolles Pessachfest.

www.limbusverlag.at



ORF WIE WIR.

religion ORF.at

AKTUELLES AUS DER WELT DER RELIGIONEN

folgerin am Lehrstuhl für Philosophie an der New School for Social Research in New York. 1995, ein Jahr nach dem Tod ihres zweiten Ehemannes Ferenc Fehér, begann ihre Zeit des Reisens, ihrem Kindheitstraum.

Das 17. und letzte Kapitel des Buches trägt den Titel *Der Wert des Zufalls* und schildert die vielen Zufälle, die ihr Leben begleiteten. „Während der zehn Monate des ungarischen Holocaust blieb ich zufällig am Leben. Ich sollte getötet werden, wie mein Vater, meine Jugendfreunde, meine Cousins, das war das Schicksal. Ich überlebt nur durch Zufall. Seit meinem 16. Lebensjahr bin ich darum bemüht, diesen Zufall in mein Denken, in meinen Charakter einzubauen. (...) Doch ist Zufall immer – ob Segen oder Hölle – ein Wert, eine Möglichkeit, eine Chance, unseren Charakter besser kennenzulernen und unser Leben zu verändern.“

Am 12. Mai wird Ágnes Heller ihren 90. Geburtstag feiern.

Literatur von Ágnes Heller (Auswahl)

- > *Alltag und Geschichte – Zur sozialistischen Gesellschaftslehre* (1970)
- > *Theorie der Bedürfnisse bei Marx* (1976)
- > *Die Seele und das Leben. Studien zum frühen Lukács* (1977)
- > *Das Alltagsleben. Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion* (1978)
- > *Theorie der Gefühle* (1980)
- > *Philosophie des linken Radikalismus. Ein Bekenntnis zur Philosophie. Mit Ferenc Fehér* (1984)
- > *Die Linke im Osten – die Linke im Westen. Ein Beitrag zur Morphologie einer problematischen Beziehung* (1986)
- > *Ist die Moderne lebensfähig?* (1995)
- > *Die Welt der Vorurteile. Geschichte und Grundlagen für Menschliches und Unmenschliches* (2014)
- > *Von der Utopie zur Dystopie: Was können wir uns wünschen?* (2016)
- > *Eine kurze Geschichte meiner Philosophie* (2017; siehe: <http://davidkultur.at/buchrezensionen/wir-alle-haben-verschiedene-geschichten>)
- > *Was ist komisch? Kunst, Literatur, Leben und die unsterbliche Komödie* (2018)

Monika Kaczek

Copyright: Edition Konturen Wien/Hamburg



Private Dokumente zur österreichischen Geschichte

Michael Hochedlinger – Martin Krenn – Simon Peter Terzer (Hrsg.): Verzeichnis der Familienarchive und persönlichen Schriftennachlässe zur österreichischen Geschichte 1500-2000

(= Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs, 116; zugleich Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs, Sonderband 14) Wien-Köln: Böhlau Verlag 2018
1106 Seiten; 98,00 Euro,
ISBN: 978-3-205-20663-7

Verstreute Zeugen der Geschichte

Privates Schriftgut, insbesondere sogenannte „Ego-Dokumente“ wie Korrespondenzen, Tagebücher und Memoiren, ist eine wichtige ergänzende Geschichtsquelle zu öffentlichem Behördenschriftgut. Seit langem galt daher ein Verzeichnis der Familien- und Adelsarchive sowie Schriftennachlässe historisch bedeutender Personen als Desideratum der österreichischen Geschichtsforschung. So entstand 2011-2014 in einem von der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs finanzierten Projekt des Österreichischen Staatsarchivs ein „Kataster der Familienarchive und persönlichen Schriftennachlässe zur österreichischen Geschichte“, womit ein 1897 (!) initiiertes Projekt dieser Kommission zu Ende geführt wurde (S. 14 f.).

Vor 25 Jahren war bei Böhlau ein vielbeachtetes einschlägiges Werk der Bibliothekar/innen Gerhard Renner (1952-2008) und Eva Irblich (1943-2012) erschienen: Verzeichnis der schriftlichen Nachlässe in den Bibliotheken und Museen der Republik Österreich: Die Nachlässe in den Bibliotheken und Museen der Republik Österreich, ausgenommen die Österreichische Nationalbibliothek und das Österreichische Theatermuseum. Wien-Köln-Weimar: Böhlau Verlag 1993 (581 Seiten).

In dem 2011 gestarteten Projekt wurden nunmehr Familienarchive und Nachlässe aus allen öffentlichen Archiven, Bibliotheken, Museen und sonstigen Sammlungen der Republik Österreich, zudem für die Geschichte Österreichs bedeutende privat verwahrte Archive und Einzelnachlässe verzeichnet. Ausserdem wurden Familienarchive des überlieferungsgeschichtlich relevanten Auslandes eingearbeitet. Die alphabetisch nach Familiennamen geordneten Ergebnisse sollten in Buchform im Rahmen der Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs publiziert und in einer laufend aktualisierten Fassung auch online über das Internet bereitgestellt werden.

Als Auftakt zu dieser „quellenkundlichen Offensive“ wurde zum Weltkriegsgedenken 1914-2014 ein Spezialverzeichnis einschlägiger Nachlässe von Martin Krenn und Michael Hochedlinger veröffentlicht: Zeugen des Untergangs – Ego-Dokumente zur Geschichte des Ersten Weltkriegs im Österreichischen Staatsarchiv (= Inventare des Österreichischen Staatsarchivs 3). Innsbruck: Studienverlag 2013.

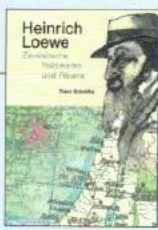
Das Endergebnis des Projekts

2014 wurde das Gesamtprojekt abgeschlossen, 1915-1916 die Rohdaten zusammengeführt und für die Drucklegung vereinheitlicht (S. 35), 2018 ist nun das Verzeichnis im Druck



**Die Österreichische
Beamtenversicherung
wünscht Ihnen alles
Gute zum Pessach-Fest!**

Tel: 059 808, service@oebv.com, www.oebv.com



Heinrich Loewe

Frank Schlöffel:

Heinrich Loewe. Zionistische Netzwerke und Räume. Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne, Bd. 8

Berlin: Neofelis Verlag 2018.
486 Seiten, Softcover,
Euro 29,00
ISBN (Print) 978-3-95808-026-3
ISBN (PDF) 978-3-95808-086-7

Heinrich Eljakim Loewe (11. Mai 1869 – 2. August 1951) wuchs in Wanzleben und Magdeburg als Sohn eines Kaufmanns auf; sein erster Mentor wurde der Rabbiner der Stadt Moritz Rahmer. Er studierte in Berlin und erhielt eine Stelle als Bibliothekar der Friedrich-Wilhelm-Universität. 1895 fuhr er mit Willy Bambus erstmals nach Palästina.

Er wurde ein Pionier des Zionismus in Berlin, der sich in zahlreichen zionistischen Vereinen und als Publizist für zionistische Zeitschriften engagierte. Besonders widmete er sich dem Projekt einer Jüdische National- und Universitätsbibliothek in Jerusalem, deren Hauptsammelstelle in Berlin er auch leitete.

Entgegen seinen Erwartungen wurde in den zwanziger Jahren jedoch nicht er, sondern der Prager Bibliothekar Hugo Bergmann zum ersten Direktor der Jüdischen Nationalbibliothek ernannt. Loewe wehrte sich gegen diese Entscheidung vergeblich vor dem Kongressgericht der Zionistischen Weltorganisation. Er blieb bis 1933 in Berlin, wo er sich in der Freien Jüdische Volkshochschule, in der Soncino Gesellschaft der Freunde des jüdischen Buches engagierte und zahlreiche Studien zur jüdischen Geschichte und Folklore veröffentlichte.

Nach seiner Auswanderung wurde er Leiter der Stadtbibliothek in Tel Aviv, Präsident der Montefiore Loge und Mitbegründer der Synagogengemeinde Ichud Schiwath Zion.

Der Autor konnte auf einen umfangreichen Nachlass zurückgreifen und nennt sein auf einer Dissertation basierendes Buch eine „Raum- und verflechtungssensible Biographie“. In einem persönlichen Kapitel beschreibt er ein wenig die Familie (Loewe war mit Johanna Auerbach, der Schwester des Haifaer Arztes und zionistischen Pioniers Elias Auerbach, verheiratet und hatte zwei Kinder) und gegenwärtige Spuren in Tel Aviv und Haifa, wo er die letzte Zeit in einem Elternheim verbrachte und mit Jehuda Louis Weinberg an einem 1946 publizierten Buch über sein Leben arbeitete.

Ein grosses Plus des Buches sind die Bibliographie der Artikel Loewes und die genauen Register. Loewes umfangreiche Erinnerungen sind bis heute unveröffentlicht. Es wäre eine wichtige Ergänzung dieser biographischen Studie, auch diese, wie beispielsweise die seines Freundes Sammy Gronemann, zu publizieren.

Evelyn Adunka



Ein Prachtband zur Geschichte Österreichs

Österreich.

99 Dokumente, Briefe und Urkunden. Eine völlig neuartige Geschichte Österreichs von den Anfängen bis zur Gegenwart.

Hrsg. von Wolfgang Maderthaner.
Wien: Brandstätter Verlag 2018. 560 Seiten, ca. 150 Abbildungen,
Euro 50,00
ISBN: 978-3-7106-0193-4

Herausgeber und Autoren: Der Herausgeber Wolfgang Maderthaner ist Generaldirektor des Österreichischen Staatsarchivs. Als Koautoren konnte er mehrere Mitarbeiter/innen des Österreichischen Staatsarchivs sowie Personen seines kulturpolitischen Netzwerkes gewinnen.

Die Genese des Buchprojekts:

Das Österreichische Staatsarchiv ist der zentrale Aufbewahrungsort von Dokumenten zur Geschichte Österreichs. Von den dort verwahrten knapp 200.000 Laufmetern an historischen Unterlagen werden laufend einzigartige Dokumente in Ausstellungen der Öffentlichkeit präsentiert. Meilensteine waren dabei zwei virtuelle Ausstellungen, die – auf der Homepage des Staatsarchivs gepostet – bis heute ein breites internationales Publikum ansprechen: „100 Jahre Erster Weltkrieg“ (2014) und „Kaiser Franz Joseph“ (2016). Auch für das Gedenkjahr „100 Jahre Republik Österreich“ (2018) war ein derartiges Jubiläumsprojekt geplant: 100 signifikante Zimelien, vor allem aus den Beständen des Staatsarchivs, sollten ausgewählt und als Faksimiles mit erläuternden Texten einer breiten Öffentlichkeit präsentiert werden. Obwohl sich die online-Präsentationen des Staatsarchivs wegen ihres internationalen Verbreitungsradius durchaus bewährt hatten, erschien zunächst lediglich der hier vorliegende illustrierte Prachtband. Letztendlich wurde aber im Frühjahr 2019 dann doch noch eine entsprechende virtuelle Ausstellung auf der Website des Staatsarchivs hochgeladen (<https://oe99.staatsarchiv.at/>).

Der Prachtband und seine 99 Dokumente:

Der Titel des Prachtbandes erinnert auffallend an die „99 Luftballons“, den Erfolgssong der deutschen Popgruppe „Nena“ aus den 1980er Jahren. Der Herausgeber bezieht sich allerdings auf die Ausstellung von Peter Greenaway „100 Objects to represent the World“, die 1992 anlässlich des 300-Jahr-Jubiläums der Akademie der bildenden Künste in Wien zu sehen war. Der Titel „Dokumente, Briefe und Urkunden“ wirkt ein wenig unprofessionell, denn „Dokumente“, ein Sammelbegriff für (schriftliche) Quellen, schliesst Briefe und Urkunden mit ein. Der Grossteil der beschriebenen Texte ist mit WM (Wolfgang Maderthaner) signiert. Ein grosses Lob daher an den Herausgeber, der sozusagen über Nacht vom Zeithistoriker zum Mediävisten und Frühneuzeitler mutierte und neben seinen umfangreichen Leitungsgeschäften als Generaldirektor des Staatsarchivs noch die Zeit fand zahlreiche Dokumente zu entziffern, zu übersetzen und zu kommentie-



Verschwörung und Gestapo

Linda von Keyserlingk-Rehbein: Nur eine „ganz kleine Clique“? Die NS-Ermittlungen über das Netzwerk vom 20. Juli 1944

Lukas Verlag, Berlin: 2018
707 Seiten, 90 Abbildungen, Euro 34,90
ISBN 978-3-86732-303-1
E-Book, Euro 28,00

Elisabeth Boeckl-Klamper/ Thomas Mang/ Wolfgang Neugebauer: Gestapo-Leitstelle Wien 1938-1945.

Edition Steinbauer: Wien 2017
496 Seiten, Hardcover, Euro 29,00
ISBN: 978-3-902494-83-2

Wie macht man eine Verschwörung? Diese brisante Frage steht im Mittelpunkt einer neuen Untersuchung zu einem historischen Schlüsselereignis – dem Attentatsversuch auf Adolf Hitler am 20. Juli 1944. Wissenschaftlerin Linda von Keyserlingk-Rehbein analysiert, was die NS-Ermittler über Beteiligte herausfanden – und wer unentdeckt geblieben ist. Tatsache ist, dass der geheime Umsturzplan im Vorhinein von der Gestapo nicht aufgedeckt werden konnte und das obwohl weit mehr als zweihundert (!) Personen rund um Claus Schenk Graf Stauffenberg an der Verschwörung beteiligt waren. Hitler hatte sofort nach dem Anschlag die bis heute wirkende Losung ausgegeben, dahinter sei nur „eine ganz kleine Clique ... verbrecherischer dummer Offiziere“ gestanden. Die Forscherin zeigt nun die ganze Breite des Widerstandes und spricht von höchst erfolgreicher Konspiration: „Kein einziger der zahllosen neuen Kontakte führte zur Denunziation und vorzeitigen Enthüllung der Umsturzpläne.“ Unter jenen die unentdeckt geblieben sind, ist auch der in Wien eingeweihte Major Karl Szokoll. Der österreichische Widerstandskämpfer Oberst Robert Bernardis dagegen musste mit dem Leben bezahlen. Das 700-Seiten-Werk ist mit seinem unglaublich detailreichen Inhalt für Interessierte eine Muss-Lektüre.

In einer weiteren Neuerscheinung haben ausgewiesene Experten ihre Kenntnisse über die Gestapo-Leitstelle Wien – sie war die grösste im Deutschen Reich – zusammengefasst. Elisabeth Boeckl-Klamper, Thomas Mang und Wolfgang Neugebauer präsentieren zentrale Tätigkeit und Akteure des wichtigsten Arms des NS-Terrorregimes in Österreich. Der fundierte Überblick eröffnet Einblicke wie jene, dass von den 50.000 durch die Gestapo-Leitstelle Festgenommenen mehr als 30.000 ausländische Zivilarbeiter gewesen sind. Grösster Erfolg der Wiener Gestapo war die Zerschlagung des organisierten Widerstandes. Umso schwerer wiegt angesichts dessen, dass der Umsturzversuch des 20. Juli 1944 der Gestapo verborgen blieb.

Marianne Enigl



Städtische jiddische Lebenswelten um 1900

Abraham Teitelbaum: Warschauer Innenhöfe. Jüdisches Leben um 1900 – Erinnerungen.

Aus dem Jiddischen von Daniel Wartenberg.
Herausgegeben von Frank Beer
Göttingen: Wallstein Verlag 2017
234 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag, mit historischen Fotografien
Euro 25,60
ISBN 978-3-8353-3138-9

In Buenos Aires erschien nach dem Zweiten Weltkrieg von 1946 bis 1966 die wichtige Buchreihe „*dos poylishe yidntum*“ mit immerhin 175 oft sehr umfangreichen Bänden, die dem polnischen Judentum mit historiografischen, autobiografischen, literarischen Werken ein Denkmal aus Büchern zu schaffen beabsichtigte. Schon 1947 kam in dieser Reihe ein erstaunliches Buch mit dem Titel „*varshever heyf, mentshn un gesheenishtn*“ heraus, das genau siebzig Jahre später, 2017, in deutscher Übersetzung mit zusätzlichen Kommentierungen im verdienstvollen Wallstein-Verlag veröffentlicht wurde. Es fiel auf und gefiel, was sich anhand einer doch grösseren Anzahl von ausschliesslich positiven Rezensionen feststellen lässt. Ihnen kann in jeder Hinsicht zugestimmt werden. Und ihnen soll diese Besprechung hinzugefügt werden, weil jene vielleicht schon vergessen werden und ein paar Aspekte, die in ihnen etwas mehr Betonung verdient hätten, hier Erwähnung finden können, um das Buch auch weiterhin all jenen wärmstens zu empfehlen, die generell am ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, speziell an der polnisch-jüdischen Geschichte und ganz besonders an der jiddischen Kultur interessiert sind, die in ihrer ersten modernen Blütezeit – Yitskhok Leyb Perets, der Anführer der jiddischen Literaturszene lebte noch in Warschau und nahm sich des jungen Abraham Teitelbaums an – in vielen Aspekten geschildert wird.

Der Autor des Buches ist der vor allem als jiddischer Theater- und Filmschauspieler sowie Regisseur bekannte Abraham Teitelbaum, der von 1889 bis 1947 lebte. Neben dem uns nun auf Deutsch vorliegenden Buch verfasste er einige weitere, von denen eine umfangreiche Shakespeare-Monografie (New York 1946) und seine kulturgeschichtlich besonders wertvollen Reiseberichte, die 1935 ebenfalls in New York unter dem Titel „*fun mayne vanderungen*“ herauskamen, erwähnt und auch einmal übersetzt zu werden verdienen. Unter anderem enthält „*fun mayne vanderungen*“ eine umfangreiche und sehr ergreifende Schilderung von Teitelbaums Besuch der Oberammergauer Passionsspiele im Juli 1930.

Doch zurück zu den *Warschauer Innenhöfen*. Wenn man sich eine richtige Vorstellung davon machen will, welche eminente Rolle die Innenhöfe im Warschauer und überhaupt im osteuropäisch städtischen jüdischen Leben spielten, wie sie als Lebenswelten zu verstehen sind, dann ist das heute auch in der touristischen Spurensuche nicht mehr möglich, da sie mitsamt dem Leben darin im Zweiten Weltkrieg vernichtet wurden. In einigen Städten, wie beispielsweise in Łódź, sind zumindest viele von diesen grossen Höfen noch geblieben. Um so wichtiger sind Bücher von einem historiografischen Rang, wie vor allem das von Abraham Teitelbaum, die die Erinnerung daran plastisch und sprachlich überragend, was die deutsche

HISTORISCHES ZUSAMMENTREFFEN IN GRAZ

Oberhaupt der österreichischen
Muslime trifft Präsidenten der
Jüdischen Gemeinde Graz

Zu einem Treffen zwischen dem Präsidenten der Jüdischen Gemeinde Graz, Elie ROSEN, und dem neu gewählten Präsidenten der Islamischen Glaubensgemeinschaft Österreich (IGGÖ), Ümit VURAL, kam es an diesem Freitag am Amtssitz der jüdischen Gemeinde in Graz.

In einem mehr als einstündigen Gespräch erörterten die Präsidenten wechselseitige Anliegen und virulente Themen. Dabei kam nicht nur der in den jüngst veröffentlichten Studien hervorgehobene starke Antisemitismus unter den österreichischen Muslimen zur Sprache, sondern auch Themen wie Islamophobie, das derzeitige politische Klima sowie der Anschlag von Christchurch.

Nach dem von beiden Seiten als überaus konstruktiv bezeichneten Gespräch betonte der Präsident der Jüdischen Gemeinde Graz, dass die Annäherung zwischen den Religionsgemeinschaften einen von Respekt geprägten Umgang erfordere. Dabei müsse auch von Achtung getragene Kritik Platz haben dürfen. Indem Ängste und Erwartungen offen formuliert werden können und vom Gegenüber auch ernstgenommen werden, bestehe die Chance auf Nachhaltigkeit. Es käme nicht auf fromme Lippenbekenntnisse, sondern auf Taten an.

Der IGGÖ Präsident erklärte, dass Antisemitismus auch unter Muslimen in keinsten Weise akzeptiert werden dürfe. Zwischen Juden und Muslimen bestünden auch viele Gemeinsamkeiten, die es zu betonen und vermitteln gelte. Der Austausch solle in Zukunft deutlich intensiviert werden.

Im Anschluss an das Gespräch und den Eintrag in das Goldene Buch der Jüdischen Gemeinde besuchte Vural mit seinem Mitarbeiterstab auch die Grazer Synagoge. Es war dies der erste Besuch des neu gewählten Präsidenten der IGGÖ in einer österreichischen Synagoge. An dem Treffen nahmen auch Altbürgermeister Alfred STINGL und der Vorsitzende der Muslime in der Steiermark, Ali KURTGÖZ teil.



Rückfragehinweis:
Jüdische Gemeinde Graz
Brigitte Wimmer, MSc.
+43 316 712 468
office@juedischegemeindegraz.at

EINE STIMME, DIE UNS FEHLT

In Memoriam Elizabeth T. Spira s. A. (1942 – 2019)



Elizabeth T. Spira.

Foto: Roman Zach-Kiesling ORF, mit freundlicher Genehmigung.

Von ihr wurden viele Österreicher in der Reportagereihe *Alltagsgeschichte* porträtiert und manche fanden durch Liebesgeschichten und Heiratssachen ihr Lebensglück. Die TV-Journalistin Elizabeth T. Spira ist in der Nacht auf den 9. März mit 76 Jahren nach langer Krankheit in Wien gestorben. Bundespräsident Alexander Van der Bellen würdigte sie als „grosse Chronistin der heimischen Gesellschaft und der einzelnen Menschen. Spira hatte einen schonungslosen Blick auf die österreichische Wirklichkeit, der immer von Respekt geprägt war.“

Elizabeth Toni Spira – den zweiten Vornamen verdankte sie dem Decknamen ihres Vaters in der Illegalität – wurde am 24. Dezember 1942 als Tochter der österreichisch-jüdischen Emigrantin Eva (1921-2007) und Leopold Spira (1913-1997) im schottischen Glasgow geboren. Als Kommunist kämpfte Leopold Spira auf Seiten der Internationalen Brigaden im Spanischen Bürgerkrieg. Nach seiner fast einjährigen Internierung im „Ständestaat“ konnte er ins Exil nach Grossbritannien fliehen, wo er 1940 Eva (geborene Zerner) heiratete. 1946 kehrte die junge Familie mit Elizabeth und der um ein Jahr jüngeren Margaret nach Wien zurück.

Nach ihrem Studium der Publizistik begann Elizabeth T. Spira ihre journalistische Laufbahn 1972 beim Wochenmagazin *profil*. Ein Jahr später wurde sie Redakteurin beim ORF, wo sie von 1974 bis 1984 Beiträge für Claus Gatterers Sen-

derieihe *teleobjektiv* produzierte. Nach Gatterers Tod schuf Elizabeth T. Spira bis 2006 die Dokumentarfilmreihe *Alltagsgeschichte* und 1997 startete die Serie *Liebesgeschichten und Heiratssachen*.

Seit 1980 war sie mit dem ehemaligen Burgschauspieler und Regisseur Hermann Schmid verheiratet und das Paar adoptierte Tochter Hannah.

Doris Priesching im Standard:

„Elizabeth T. Spira war eine aufrechte und politisch bewusste Journalistin mit einem hohen Interesse an der Volksmeinung. Die Stimmen gingen ihr ins Ohr, ihre Stimme ging uns ins Ohr, und sie hielt sich kein Blatt vor den Mund. Sie bezeichnete sich als »Linke«. Ihre Abneigung gegen die türkis-blaue Regierung verheimlichte sie nicht. Den Kanzler hielt sie für einen »Blender«, in Attacken der FPÖ auf den ORF sah sie eine neue Dimension. Sie hasste die Gescheitmeier unter Politikern und Journalisten. Jene Beileidsbekundungen, die am Tag des Bekanntwerden ihres Todes von Amtsträgern des Staates dargebracht wurden, hätte sie mit hoher Wahrscheinlichkeit mit spöttischen Grinsen beantwortet.“

Quellen

Priesching, Doris: Frau Elizabeth T. Spiras Gespür für die „gaude G'schicht“. In: Der Standard, 9. März 2019, <https://derstandard.at/200099242581/Frau-Elizabeth-T-Spiras-Gespuer-fuer-die-gaude-G'schicht> (abgerufen: 12.03.2019); Eine taaffe Frau und beeindruckende TV-Journalistin. Elizabeth T. Spira zum 76. Geburtstag. In: David Nr. 119 -12/2018.

„FÜGE KEINEN SCHMERZ ZU“

In Erinnerung an Amos Oz s.A. (1939 - 2018)

Im grossen Roman „Eine Geschichte von Liebe und Finsternis“ aus dem Jahre 2002 schilderte Amos Oz seine Herkunft und Kindheit. Der Autor kam am 5. Mai 1939 als Amos Klausner im Jerusalemer Stadtviertel Kerem Avraham zur Welt. Seine Eltern stammten aus Osteuropa und er selbst war ein Grossneffe des Gelehrten Joseph Klausner.

dem Titel *Man schiesst und weint* veröffentlichte er Gespräche mit israelischen Soldaten nach dem Sechstagekrieg. Als Mitbegründer der Friedensbewegung Schalom Achschaw setzte sich Oz für die Zweistaatenlösung ein. In seinen Vorlesungen aus der Tübinger Poetik-Dozentur 2002, die unter dem Titel *Wie man Fanatiker kuriert* erschienen sind, stellte er sich ironisch als „vergleichender Fanatismusforscher“ vor.

Bis zu seinem Tod blieb Amos Oz eine besonnene Stimme der Verständigung zwischen Israelis und Palästinensern. Bei der Beerdigung seines Freundes Schimon Peres im Jahre 2016 meinte er:

„Und weil Israelis und Palästinenser nicht auf einmal zu einer einzigen glücklichen Familie werden können und zu Flitterwochen ins Doppelbett springen, müssen wir dieses Haus in zwei Wohnungen teilen. Doch wo sind heute die mutigen und klugen Politiker, die genau das zustande bringen?“

Seit 1960 war Amos Oz mit Nily Zuckerman verheiratet und das Paar hatte drei Kinder. Der Dichter erlag am 28. Dezember 2018 einem Krebsleiden und wurde im Kibbuz Chulda bestattet. Beim Begräbnis erinnerte sich seine Tochter, die Historikerin und Professorin Fania Oz-Salzberger:

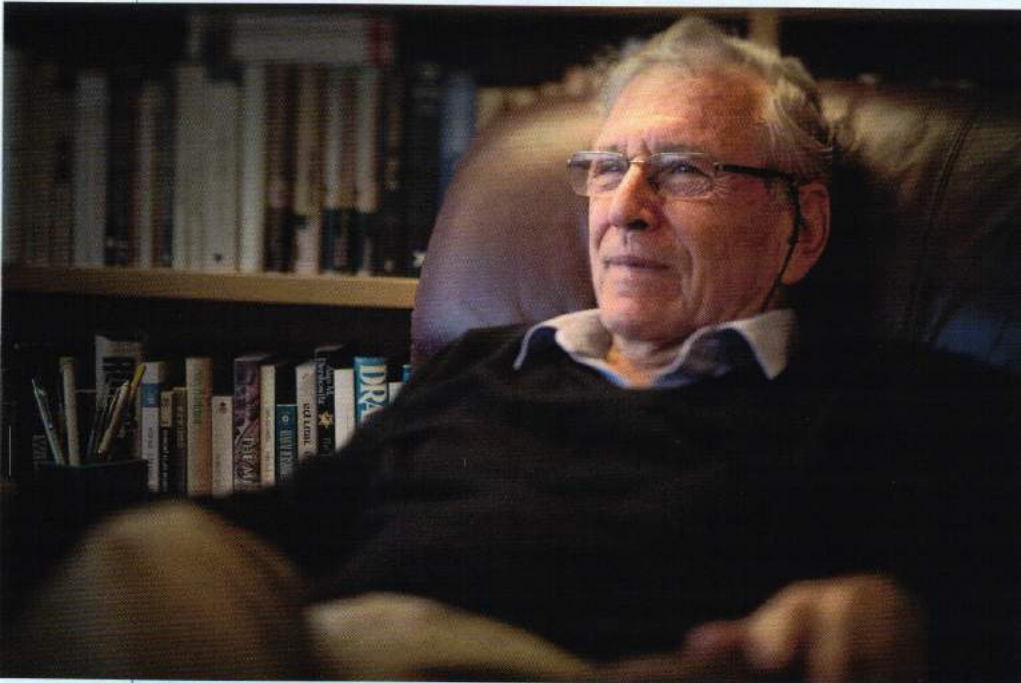
„Und Vater sagte zu mir: Alle moralischen Anleitungen und die Zehn Gebote und die guten Eigenschaften kann ich zu einem Gebot zusammenführen: Füge keinen Schmerz zu. Das ist alles. Füge keinen Schmerz zu. Und wenn das unmöglich ist, verursache zumindest weniger Schmerz. So wenig wie möglich.“

Quellen

Ludwig, Frank: *Nachruf auf Amos Oz*. Ein Leben für Literatur und Verständigung. Tagesschau.de, 28. Dezember 2018, <https://www.tagesschau.de/kultur/amos-oz-nachruf-101.html> (aufgerufen: 07.01.2019)

Oz-Salzberger, Fania: *Amos Oz, My Father, Left Us With Words That Can Still Change the World*, Haaretz, 6. Jänner 2019, <https://www.haaretz.com/israel-news/.premium-my-father-amos-oz-left-us-with-world-changing-words-1.6805808?fbclid=IwARDevCtX-DeIQORa-709VEN8X1000CuHA98ldXyp-pzA238IRUZM7zOv5zvE> (aufgerufen: 07.01.2019)

Radisch, Iris: *Amos Oz*. Ein Verrat aus übergrosser Liebe. In: DIE ZEIT, Nr. 11/2015, 12. März 2015, <https://www.zeit.de/2015/11/amos-oz-schriftsteller-israel> (aufgerufen: 07.01.2019)



Amos Oz.

Foto: Uzi Varon, mit freundlicher Genehmigung Suhrkamp Verlag

In einem Interview mit Iris Radisch im März 2015 erinnerte sich Amos Oz an die lebendige Vielfalt in der Nachbarschaft:

„Als ich ein Kind war, sprachen alle über Vierzigjährigen um mich herum andere Sprachen. Nur wir Kinder sprachen Hebräisch. Ich dachte, wenn ich erst einmal 40 bin, spreche ich ebenfalls Jiddisch. Als wäre Jiddischsprechen eine Sache, die erst mit dem Alter kommt.“

Als er zwölf Jahre alt war, beging seine Mutter Selbstmord – ein Akt, der ihn sein Leben lang begleitete:

„Das geheime Gespräch mit den Toten hört nicht auf. Mein Vater starb vor 45 Jahren, und noch immer streite ich an jedem Tag mit ihm. Wenn die Eltern sterben, bücken wir uns, heben sie auf, stecken sie

irgendwo in uns hinein und sind für den Rest unseres Lebens mit ihnen schwanger. Jeder Mensch ist eine Art Matroschka und trägt die Traumata, die Sehnsüchte und die Enttäuschungen der vorangegangenen Generationen mit sich herum. (...) Ich brauchte vierzig Jahre, bevor ich über meine Mutter sprechen konnte.“

Mit 15 zog Amos in den Kibbuz Chulda im Norden Israels und änderte seinen Familiennamen in Oz – das hebräische Wort für Kraft. Einige seiner Romane, wie zum Beispiel *Ein anderer Ort* oder *Der perfekte Frieden*, spielen in einem Kibbuz.

Amos Oz war nicht nur Dichter und Denker, sondern auch ein wachsamer politischer Aktivist. Über seine Ansichten verfasste er immer wieder Artikel, schrieb Essays, hielt Vorlesungen. Unter

„ALTNEULAND“ ZUR GESCHICHTE DES SINAI 1967 - 1982

Bereits Theodor Herzl hatte den Plan gefasst, die nur dünn besiedelte Sinaihalbinsel zu kolonisieren. Alleine, die Böden waren felsig, Wasser war ein rares Gut. Doch blieb die Besiedelung und Kolonisierung von „Altneuland“ ein jüdischer Traum, der sich mit der Eroberung des Gebietes im Jahre 1967 nach dem so genannten Sechstagekrieg zu verwirklichen schien.

Kühne Pläne schossen in den Himmel, Visionen von „Grossisrael“ begeisterten viele Israelis. Vieles, das angedacht war, blieb jedoch Projekt, anderes wurde relativ kurzfristig verwirklicht. Der Sinai war, wie es der Historiker Dominik Peters in seiner ausgezeichneten Dissertation ausdrückt, ein Sehnsuchtsort für die meisten Jüdinnen und Juden. Der landschaftliche Zauber, die Weite des Landes, die biblischen Erinnerungsorte faszinierten die Menschen im dicht bevölkerten, engen Kernland ebenso wie Naturforscher, Abenteuerer, Backpacker oder Glücksritter.

Wie es typisch ist für einen Mythos, wurde der „jüdische Sinai“ besungen in Liedern der Populärkultur, beispielsweise von Naomi Scheimer, beschrieben in Literatur und Versen, beispielsweise von namhaften Vertreterinnen und Vertretern der arbeiterzionistischen Literaturbewegung. Der Sinai war und soll Pionierland sein, ähnlich dem „Jischuv“ der Vorkriegszeit. Appelliert wurde an Emotionen, mit der historischen Wahrheit nahm man es oft nicht so genau. Wir haben es, in den Worten der beiden grossen Historiker Eric J. Hobsbawm und Terence Ranger, mit einer invention of tradition zu tun, mit dem Finden von Traditionen in einem historisch gleichsam luftleeren Raum.

Nun hatten die israelischen Wirtschaftseliten natürlich auch handfeste ökonomische Interessen am neu dazugewonnen, riesigen Gebiet. Die Ägypter hatten unter Nasser damit begonnen, Mangan und andere Metalle abzubauen. Daran war man weniger interessiert. Für Begeisterung, ja Euphorie sorgten aber Ölvorkommen, namentlich in Abu Rudeis, die nun systematisch ausgebeutet werden und dem rohstoffarmen Land Israel auf die Sprünge helfen sollten. Eine kleine Stadt wurde aus dem Boden gestampft, italienische Ingenieure halfen bei



Die Halbinsel Sinai.

Abbildung Rechtfrei, Quelle: Wikimedia commons, abgerufen am 18.03.2019.

der Projektierung mit. Bei der Finanzierung aber gab es kleinere und grössere Mauscheleien, der Direktor geriet in die scharfe Kritik von Presse und Öffentlichkeit und trat schliesslich zurück. Es hatte sogar eine parlamentarische Untersuchung gegeben. Der „El Dorado“-Stimmung folgte eine Katerstimmung. Israel blieb von ausländischem Öl abhängig.

Der Ölskandal von Abu Rudeis war nur eine von so manchen Verwerfungen, welche die Sinaiprojekte nach sich zogen. Am meisten Aufmerksamkeit kam sicherlich den internationalen Projekten zu, welche die Vertreibung einheimischer Beduinen verursachte. Amnesty International, die UNO und andere Organisationen schalteten sich ein, um die Menschenrechtsverletzungen anzuprangern. Andererseits investierte der Staat Israel viel Geld, um die Beduinen materiell und infrastrukturell zu unterstützen, errichtete Schulen, Krankenhäuser, sorgte für Arbeitsplätze und Ausbildung. Das war namentlich im sehr dünn besiedelten Südsinai ein Erfolg. Dorthin wagten sich keine Siedlerinnen und Siedler, allenfalls einige Beatniks, Militärpersonen oder Backpackers, die auf der Suche nach einer möglichst authentischen Natur waren, fernab von der Zivilisation. Das Militär war allgemein der mit Abstand grösste Arbeitgeber in der Region, die Armee baute auch die ersten Zelte und Häuser auf. Militärisch gesehen sollte der Sinai als Pufferzone bei einem ägyptischen Angriff dienen. Die anfänglichen Niederlagen im Jom-Kippur-Krieg, bei dem die ägyptische Armee israelische Stellungen auf dem Sinai überannte, wies auf die Gefahr hin, die vom westlichen Nachbarn ausging. Allgemein lebten die Soldaten spartanisch, sie fischten im Roten Meer, um die Verpflegung zu verbessern. Manchmal kamen Künstler, Sängerinnen und Sänger, auf Besuch, und sorgten für etwas Abwechslung. Gefährlich war die Ma-

Hermann Zvi Guttman, Wien Synagoge mit Gemeindezentrum Grosse Schiffgasse 8.

Skizzen Ansicht. o.M. [ca. 1:200], o.D. [ca. 1964]. Archiv im Jüdischen Museum Berlin, Bestand Hermann Zvi Guttman, 2017/314/44; 2017/314/54; 2017/314/51; 2017/314/49; 2017/314/47. Fotografien: Jörg Wassmer, Dominic Strieder.

Stadterneuerung verwirklichte er zudem Wohnhausanlagen. Er starb 2017.

Das Archiv Guttmanns ebenso wie das Zentralarchiv in Heidelberg⁸ verfügen über einen umfangreichen Bestand an Plänen und Korrespondenz für das Projekt in der Schiffgasse.⁹ Dabei zeugen zum einen zahlreiche erhaltene Skizzen von Guttmanns Suche nach der Form und Erscheinung der Fassaden. Sie zeigen besonders, dass Guttman nach einer auffälligen, selbstbewussten Gestaltung für das Gebäude strebte, die gegenüber der umgebenden Blockrandbebauung mit zum Teil schlichten Wohnhäusern deutlich hervortreten sollte. Die verschiedenen Grundriss- und Ansichtsvarianten verdeutlichen zum einen, dass die angedachten Funktionen immer wieder verändert wurden; das Vorhandensein von Detailzeichnungen lässt auch darauf schließen, dass Gemeinde und Architekten trotz immer neuer Auflagen einer Realisierung zuversichtlich entgegen sahen.¹⁰ Dabei war der Komplex mit der Synagoge, einer Mikwah und den Gemeinderäumen zunächst – 1964 – in zwei miteinander verbundenen Baukörpern im hinteren Teil des Grundstückes angeordnet, angrenzend an die Strasse war ein Wohnhaus angedacht. Wohnungen zu integrieren sollte in vergleichbaren Projekten in Deutschland dazu beitragen, Einnahmen für die Gemeinden zu generieren, ihren Mitgliedern modernen Wohnraum zur Verfügung zu stellen und/oder dafür zu sorgen, dass in kleineren Gemeinden genügend Betende für einen Gottesdienst zusammenkommen.

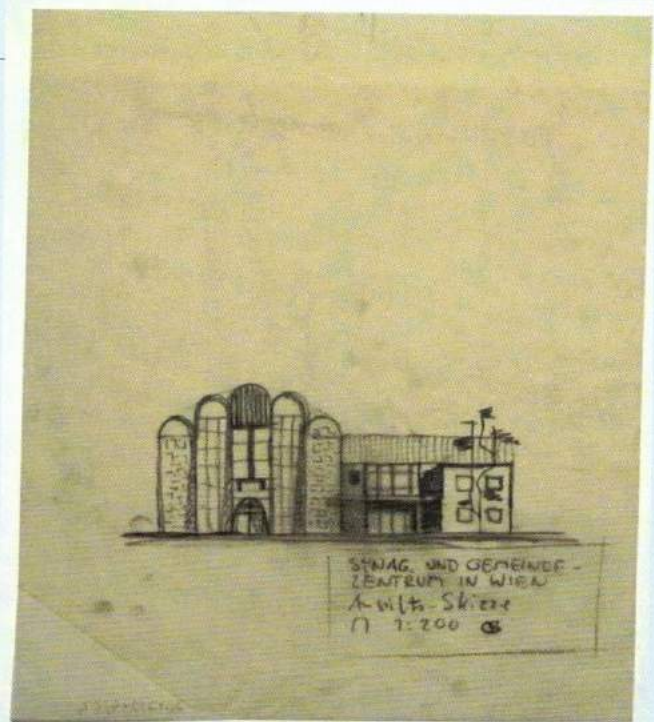
Mit den Entwürfen von 1966 wurde die Synagoge dann an die Strasse verschoben, wo sie nun leicht zurückgesetzt über mehrere Stufen, die auf ein Podest führen, betreten werden sollte. Der Komplex mit den Wohnungen war jetzt im hinteren Teil des Grundstückes angedacht. Entgegen des sich in den Planungen abzeichnenden Optimismus einer Realisierung stand die tatsächliche Umsetzung immer wieder infrage.¹¹ Die Gemeinde ging zunächst von einer Grundsteinlegung im September 1965 aus. Ende Juli reichten die Architekten den Bauantrag bei der zuständigen Behörde ein. Infolge immer neuer Vorgaben, rechtlicher Änderungen, einer notwendig gewordenen Sondergenehmigung des städtischen Gemeinderates sowie einer grundsätzlichen Bausperre kam es nicht zu einer Umsetzung, vielmehr mussten die Pläne Ende 1966 neu gestaltet werden, was die oben genannte Verschiebung der Baukörper beinhaltete. Die Gemeinde schien zu dieser Zeit bereits so verzweifelt gewesen zu sein, dass ein Vorstandsmitglied Kanfer zufolge verlangte, dass mit dem Bau ohne Genehmigung angefangen werden solle.¹²

Die Frage der Sondergenehmigung zog sich bis mindestens April 1967, unter anderem deshalb, weil der Referent der juristischen Abteilung seine Unterschrift unter dem Projekt verweigerte. Für einen Beschluss des Gemeinderats mussten dann weitere drei bis sechs Monate eingeplant werden. Khal Israel verstand all dies als eine „offensichtliche Verzögerungstaktik der Behörde.“¹³

Der Komplex wurde nicht realisiert. Offiziell hiess es, das Projekt sei aus finanziellen Gründen aufgegeben worden.¹⁴ Das Grundstück selbst ist nach wie vor unbebaut. Ein erster Synagogenneubau konnte in Österreich erst 1968 in Linz nach Plänen von Fritz Goffitzer eingeweiht werden.

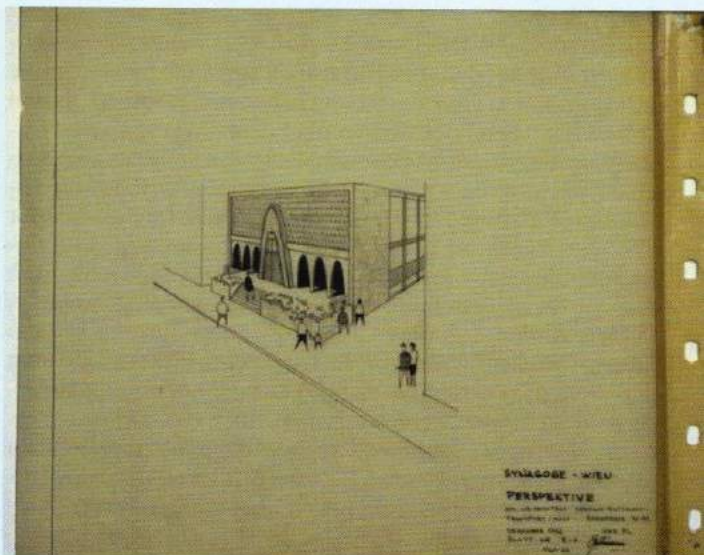
Nachlese:

Alexandra Klei, Jüdisches Bauen in Nachkriegsdeutschland: Der Architekt Hermann Zvi Guttman. Neofelis Verlag, Berlin 2017, ISBN 978-3-95808-116-1



Hermann Zvi Guttman, Wien Synagoge mit Gemeindezentrum Grosse Schiffgasse 8.

Skizzen Ansicht. o.M. [ca. 1:200], o.D. [ca. 1964]. Archiv im Jüdischen Museum Berlin, Bestand Hermann Zvi Guttman, 2017/314/44; 2017/314/54; 2017/314/51; 2017/314/49; 2017/314/47. Fotografien: Jörg Wassmer, Dominic Strieder.



NICHT REALISIERTE SYNAGOGEN

Die Planungen des Architekten Hermann Zvi Guttman in Wien

Wie und wann genau die Zusammenarbeit zwischen der orthodoxen Gemeinde Khal Israel in Wien und dem Architekten Hermann Zvi Guttman aus Frankfurt am Main zustande kam, lässt sich bisher anhand von Akten nicht nachzeichnen. Sicher ist, dass im Sommer 1959 der Vorstand der Israelitischen Kultusgemeinde Wien den Bau einer Synagoge für Khal Israel beschloss, für die das Areal Tempelgasse 5a in der Leopoldstadt vorgesehen war. Hier hatte sich zwischen 1858 und dem 9. November 1938 bereits eine Synagoge befunden.

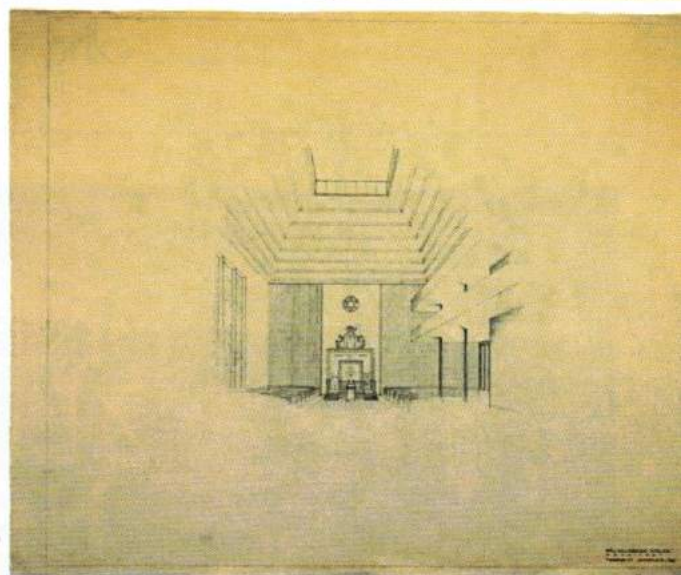
Einhergehend mit dieser Entscheidung wurden 10.000 Schilling für die Ausarbeitung von Vorplanungen bereitgestellt, „mit welchen ein jüdischer Architekt in Deutschland, der mehrere ähnliche Bauten entworfen und errichtet hat, betraut werden“ sollte.¹ Dass der Baubeginn allerdings davon abhängig war, wann „entsprechende Mittel seitens der Bundesregierung aus dem Teil einer Entschädigung für zerstörte Tempel und Devotionalien“² zur Verfügung stünden, könnte die Ursache dafür sein, dass eine Realisierung nicht erfolgte. Da bisher keine Pläne aus dieser Zeit für dieses Grundstück gefunden wurden, deutet alles darauf hin, dass von der Idee zeitnah wieder Abstand genommen wurde oder werden musste. Als sicher kann hingegen gelten, dass der in dem Artikel genannte „jüdische Architekt“ aus Deutschland Hermann Zvi Guttman war, denn für die 1960er Jahre lassen sich sowohl in seinem Archiv³ als auch in den Beständen des Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland in Heidelberg Unterlagen für seine Tätigkeit für Khal Israel finden. Zudem waren zu dieser Zeit kaum jüdische Architekten in Deutschland tätig - ausser Guttman käme hierfür nur Helmut Goldschmidt infrage, der unter anderem mehrere Synagogen in Nordrhein-Westfalen realisierte. Allerdings sind für ihn bisher keine Projekte in Österreich nachzuweisen.

Der am 13. September 1917 in der schlesisch-österreichischen Stadt Bielitz (heute Bielsko, Polen) geborene Hermann Zvi Guttman⁴ hatte 1959 bereits die Synagogenneubauten in Offenbach (eingeweiht 1956) und Düsseldorf (eingeweiht 1958) realisiert und begann mit den Planungen für eine Synagoge mit Gemeindezentrum in Hannover (eingeweiht 1963). Daneben hatte er ab 1954 das Gemeindezentrum am Baumweg 5-7 in Frankfurt realisiert und war ab 1954/55 in die Gestaltung eines neuen jüdischen Friedhofs in Berlin involviert. Im August 1956 fertigte er erste Pläne für den Bau des jüdischen Altenheims in Hamburg an und schloss ungefähr zeitgleich den Umbau des jüdischen Kinderheims in Wembach ab.

Guttman wurde bereits 1955 in den ersten Frankfurter Gemeinderat der Nachkriegszeit als Stellvertreter gewählt und blieb in den kommenden Jahren als Mitglied oder im Vorstand

Hermann Zvi Guttman, Synagoge Wien Am Judenplatz. Perspektive Aussenansicht.

o.M., o.D. [ca. 1959]. Archiv im Jüdischen Museum Berlin, Bestand Hermann Zvi Guttman, 2017/314/29. Fotos: Jörg Wassmer, Dominic Strieder.



Hermann Zvi Guttman, Synagoge Wien Am Judenplatz. Perspektive Innenraum.

o.M., o.D. [ca. 1959]. Archiv im Jüdischen Museum Berlin, Bestand Hermann Zvi Guttman, 2017/314/31. Fotos: Jörg Wassmer, Dominic Strieder.

aktiv. In den 1960er und 1970er Jahren errichtete er weitere Synagogenbauten in Deutschland (Osnabrück, Würzburg und Frankfurt am Main), aber auch Friedhofshallen in Hannover und Augsburg, das jüdische Mahnmal auf dem Areal des früheren Konzentrationslagers in Dachau, das jüdische Altenheim in Frankfurt am Main sowie verschiedene Mikwaot.

Am Judenplatz

Für Wien gibt es drei unterschiedliche Projekte im Archiv Guttmans. Mit „Synagoge Wien. Am Judenplatz. Projekt Nr.1“, „2“, „3“ und „4“ überschriebene Pläne zeigen Grundrisse, Ansichten und Schnitte eines Neubaus für ein Eckgrundstück an einer schmalen Zugangsstrasse. Dabei haben die Grundrisse ver-

DIE JÜDISCHEN OeNB-GRÜNDUNGSAKTIONÄRE

Die jüdischen Gründungsmitglieder der Oesterreichischen Nationalbank 1816 und ihre Grabmäler am jüdischen Friedhof Währing in Wien.
Serie, Teil 9: Wiener Familien

Aus Wien stammten die Familien Wertheim sowie Wertheimstein, die als Gründungsaktionäre der Oesterreichischen Nationalbank aktiv wurden. Unter ihren Vorfahren führen sie den berühmten Hoffaktor und ungarischen Landesrabbiner Samson Wertheimer an, und einer von ihnen wurde sogar Direktor der OeNB.

Aus dem Wiener Zweig der Familie Wertheim wird in den Listen der OeNB-Gründungsaktionäre, wie sie in zeitgenössischen Tageszeitungen abgedruckt waren, der Kaufmann **Ignatz Wertheim** (1769 – 14.1.1838) genannt. Von ihm heisst es in den Akten, er sei vor Ort alleine tätig gewesen, da sich seine Geschwister alle nicht in Wien aufhielten. Sein Metier war der Handel mit Diskonten und anderen Staatspapieren. Da er erst 1807 um Verleihung der Toleranz – Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung als k.k. „tolerierter Jude“ – eingereicht hatte, neun Jahre später aber bereits den Staatshaushalt massgeblich un-



Grabmäler des Direktors der Oesterreichischen Nationalbank, **Sigmund Edler von Wertheimstein**, und seiner Ehefrau **Nanette geb. Kohn** am jüdischen Friedhof Währing. Zustand 2017.

Foto: T. Walzer, mit freundlicher Genehmigung.

terstützen konnte, muss er geschäftlich sehr tüchtig gewesen sein. Er blieb unverheiratet und verstarb mit 69 Jahren in seiner Wohnung in der Kärntnerstrasse 9. Direkt neben ihm hat nur vierzehn Tage später ein weiterer OeNB-Gründungsaktionär, der federführende Mitbegründer der IKG Wien, Michael Lazar Biedermann (1769 – 1843), seine plötzlich und tragisch verstorbene Frau bestatten lassen: es ist daher davon auszugehen, dass die Herren Biedermann und Wertheim, die dem gleichen Jahrgang entsprangen, einander auch freundschaftlich eng verbunden waren.

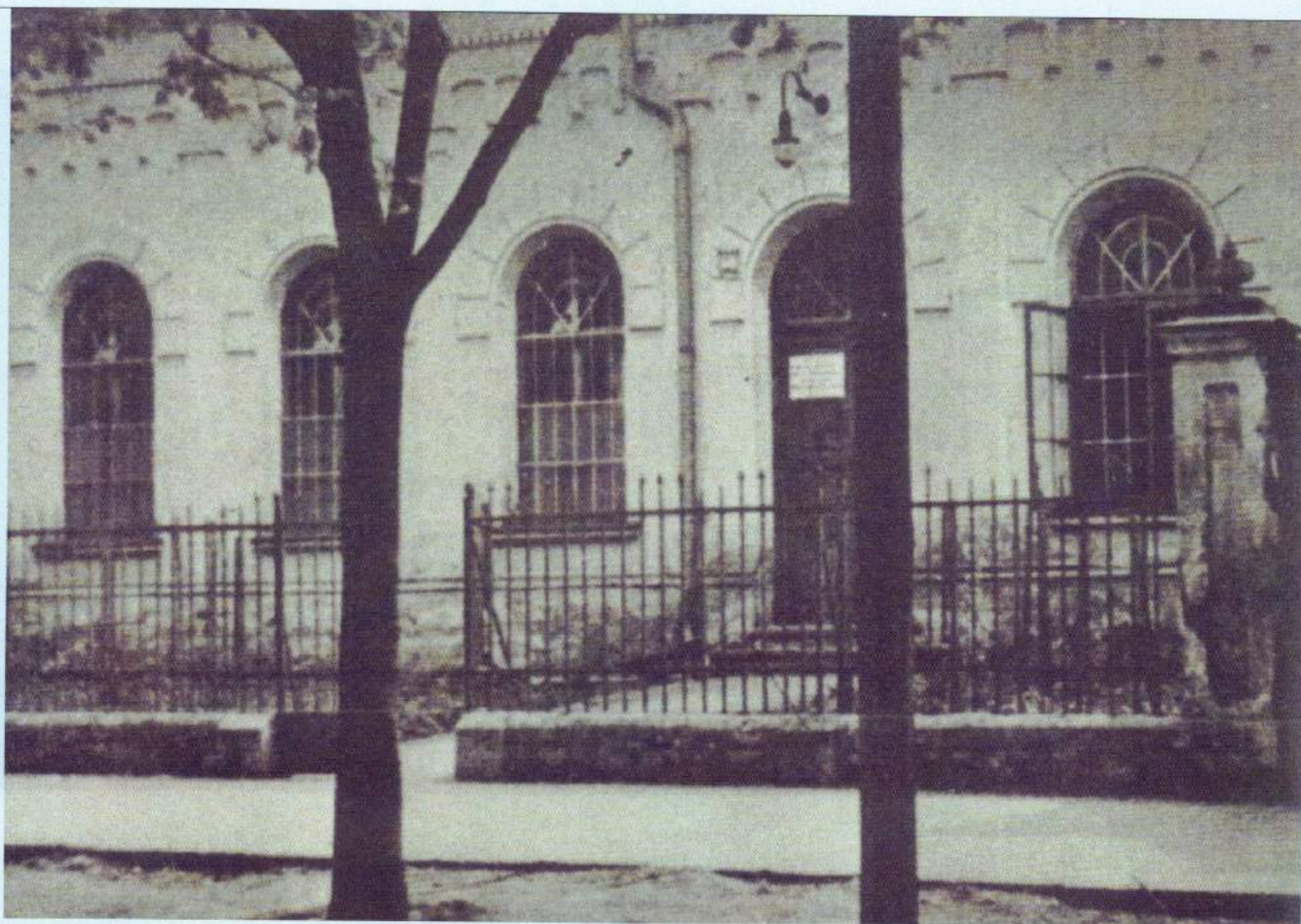
Zu den jüdischen Gründungsmitgliedern der Oesterreichischen Nationalbank zählten unter anderem aber auch mehrere Familien-Clans. Die grösste Anzahl an Familienmitgliedern konnten die Leidesdorf – Pontzen – Trebitsch – Kohn – Wertheimstein zur Rettung der österreichischen Staatsfinanzen motivieren.

In den veröffentlichten Listen der Gründungsaktionäre sind „H. Wertheimsteins Söhne“, „von Sel. Wertheimstein Sohn“ sowie Heinrich Hermann Edler von Wertheimstein angeführt. Beim hier genannten, im Gründungsjahr der Nationalbank 1816 bereits verstorbenen Vater handelt es sich um den Grosshändler **Hermann Edler von Wertheimstein** (1753 – 30.03.1812). Er wohnte in einem Haus Ecke Weihburggasse/ Franziskanerplatz bei einem Grafen zur Miete und starb im Alter von 59 Jahren, als er vom Schlag getroffen wurde. Sein Grab befindet sich in der alten Prominentengruppe des jüdischen Friedhofs Währing in der Mitte der Reihe 3. Seine Ehefrau **Henriette geb. Herzberg** (1761 – 18.09.1824) überlebte ihn um zwölf Jahre und führte die Geschäfte weiter, bis ihre Söhne alt genug waren, um die Firma übernehmen zu können. Henriette stammte aus Brody in Galizien, von wo ihr Vater Naftali als Rabbiner nach Saporog im damaligen Russland berufen wurde. Sie wurde 63 Jahre alt, ihr Grab befindet sich östlich von Herman in der nächsten Grabreihe, also zentral im Familiencluster der Wertheimsteins. Beide schönen Grabsteckplatten trugen das Wappen der Wertheimsteins mit dem springenden Hirsch. Sie wurden bedauerlicherweise bei einem Sturmshaden im Jahr 2017 zertrümmert.

Hermanns und Henriettes Sohn **Sigmund Edler von Wertheimstein** (24.2.1797 – 18.06.1854) führte die Geschäfte des Vaters weiter als *k.k. privilegiertes Grosshandlungshaus Hermann von Wertheimsteins Söhne* und wurde in späteren Jahren sogar **Direktor der Oesterreichischen Nationalbank**. Er war sehr sozial engagiert: so gründete er unter anderem ein Siechenhaus und richtete testamentarisch ein Legat von 16.000 Gulden für Wohltätigkeitsanstalten ein. Im Jahr 1819 hatte Sigmund sich mit **Nanette geb. Kohn** (01.01.1800 – 27.04.1849), der Tochter von Kaspar Kohn vermählt. Nanette war nämlich eine der Schwestern von Albert Kohn und Lazar Leopold Kohn, die beide ebenfalls zu den Gründungsaktionären der Oesterreichischen Nationalbank zählen - über sie wurde in Teil 4 dieser Serie eingehend berichtet.¹ Nanette fiel im Alter von 49 Jahren einer der Typhus-Epidemien zum Opfer, die immer wieder in der Stadt grassierten. Zuvor war bereits ihr Schwager und Mitbewohner, Sigmunds Bruder **Heinrich Hermann Edler von Wertheimstein** (1799 – 15.06.1830), mit nur 31 Jahren an der Lungenschwindsucht verstorben. Die Familie hatte gemeinsam eine Wohnung im Häuserblock Spiegelgasse/ Plankengasse/ Dorotheergasse bewohnt. Der so jung dahingeraffte „kleine Bruder“ wurde neben seiner Mama am jüdischen Friedhof Währing bestattet.

In der kommenden Ausgabe des DAVID lesen Sie zu dieser Serie, **Teil 10: Berühmte jüdische Familien aus Deutschland als Mitbegründer der Oesterreichischen Nationalbank**.

¹ siehe DAVID 29. Jg. Heft 114, Rosch Haschana 5778/September 2017, S. 48-50.



Historische Aufnahme der Synagoge von Gänserndorf, o.A.,

Quelle: www.juedische-gemeinden.de

gne, in der es auch zu mehreren öffentlichen Beleidigungen gegen mich kam, ja sogar der Versuch gestartet wurde, mich anzuzeigen. In einem „offenen Brief“ des Bürgermeisters an alle Gemeinderäte der Stadtgemeinde Gänserndorf und an Bürger/innen – das Schreiben wurde auch auf die Gemeinde-Website gestellt – bezeichnete mich Bgm. Lobner als „wildgewordene Historikerin“. Die Zeitung Der Standard vom 21.6.2018 versuchte auch, nicht immer alle Seiten zu Wort kommen zu lassen. Der ORF hingegen berichtete sehr neutral über diese Angelegenheit. Doch trotz aller Bemühungen des Bürgermeisters, Stimmung gegen das Gebäude zu machen, bestätigte im Herbst 2018 das Bundesdenkmalamt neuerlich, dass das Denkmal schützenswert sei. Bgm. Lobner sah und sieht – auch in seiner Funktion des Obmanns des Kulturausschusses vom Land Niederösterreich – in dem Gebäude kein Kulturgut. Kurz vor Ende des Jahres 2018 erhob der Bürgermeister nochmals gegen den neuerlichen Unterschutzstellungsbescheid des Bundesdenkmalamts Einspruch.

Zum Abschluss noch etwas Historisches über das Gebäude, das am 23. September 1889 – also vor 130 Jahren – eingeweiht wurde. Aufgrund eines einzigen Schriftstückes, eines erhalten gebliebenen Kommissionsprotokolls vom 28. Februar 1889, in dem der Architekt Jakob Modern als Planverfasser aufscheint, meint die Gänserndorfer Amateurforscherin Ida Höfler, dass Modern tatsächlich auch der Architekt der Synagoge gewesen sei. Leider fehlen bis dato weitere Beweise wie die Pläne oder spätere Schriftstücke, die diese Theorie bestätigen würde. Das Gebäude ist, im Vergleich zu vielen anderen Synagogen seiner Zeit, in sehr einfacher Bauart ausgeführt. Was trotz mehrmaliger Umbauten, die nach 1945 durchgeführt wurden, bei einer künftigen Generalsanierung zutage treten wird, kann man einstweilen nur durch Vergleiche mit den vielen Generalsa-

nierungen von deutschen Synagogen vorhersagen. Hier möchte ich als Beispiel nur einige der vielen deutschen Synagogen, die wunderbar saniert wurden, anführen:

- > im Raum Franken die Synagogen von Veitshöchheim, Schnaittach, Kronach, Oberbreit oder Tüchersfeld,
- > im Raum Oberpfalz die Synagogen von Augsburg, Sulzbach oder Floss,
- > im Raum Schwaben die Synagogen von Ichenhausen, Binswangen, Hainsfarth, Buttenwiesen oder Fellheim und viele andere mehr.

Wie bei all den bis dato sanierten und restaurierten Gebäuden in Deutschland werden wohl auch bei der Sanierung einer österreichischen Synagoge viele wertvolle bewegliche und unbewegliche kleinere Kulturgüter frei gelegt werden. Ich möchte hier nur drei nennen:

- > der Abgang zur Mikwe (eventuell auch im Rabbinerhaus, das sich etliche Meter von der Synagoge entfernt befindet)
- > eine Genisa
- > ein Chuppa-Stein

Als Österreicherin hoffe ich, dass man auch der Synagoge Gänserndorf bald wieder seine Würde und Identität zurückgeben wird. Dies kann durch die Installation eines Lernortes, eines Gedächtnisortes oder eines Kultur museums von statten gehen – jedoch nur in einer offenen, toleranten, von Antisemitismus befreiten Gesellschaft. Ich möchte mit den Worten des damaligen Bayerischen Ministerpräsidenten Franz Josef Strauss enden, der nach der Generalsanierung der Synagoge Ichenhausen 1992 Folgendes verlautbaren liess: „Wir wollen dieses Gedächtnis haus bewahren, als ein Mahnmal ebenso wie als Ausdruck unserer Sehnsucht nach Aussöhnung mit dem jüdischen Volk...“ – das wünsche ich mir auch für die Synagoge Gänserndorf.

DIE SYNAGOGE GÄNSERNDORF

Eines der letzten jüdischen Kulturgüter in Niederösterreich soll abgerissen werden.

In Gänserndorf steht seit 130 Jahren ein Gebäude, das bis 1938 die religiöse Heimat für mehr als 500 jüdische Mitbürger/innen in diesem Ort und seiner Umgebung war. Was nach 1938 aus den Jüdinnen und Juden von Gänserndorf und ihrem Eigentum wurde und wie sie von ihren Mitbürgerinnen und Mitbürgern behandelt wurden, liegt grossteils im Dunkeln. Seriöse Forschungsergebnisse dazu gibt es wenig.

Seit dem Frühjahr 2018 soll nach dem Willen des dortigen Bürgermeisters René Lobner das Gebäude der ehemaligen Synagoge Gänserndorf abgerissen werden und auf dem Grundstück sollen Parkplätze entstehen. Viele Österreicher/innen und im speziellen viele Gänserndorf/innen sind überzeugt, dass dieses besondere Kulturgut, eines der letzten fünf jüdischen Kulturgüter in Niederösterreich, erhalten bleiben soll.

Wie Niederösterreich mit seinen jüdischen Kulturgütern nach 1945 umging, wird in der Arbeit Zerstörung von jüdischem Kulturgut in Niederösterreich nach 1945 in den nächsten Monaten veröffentlicht werden. Synagogen und Totenhallen wurden aufgrund von fehlender Wertschätzung kurz nach 1945 in Lagerhallen, Kühllhäuser oder Musikschulen umfunktioniert. Fand man keine Nutzung für das jeweilige Gebäude, wurde es abgetragen. Bis in die 90er Jahre des 20. Jahrhunderts wurde so eine wertvolle Synagoge nach der anderen zerstört.

In Gänserndorf kam es in den Jahren 2014/2015 zu weitreichenden Veränderungen. Der damalige SPÖ-Bürgermeister Kurt Burghardt liess einerseits einen Abrissbescheid für die Synagoge erstellen, beauftragte andererseits aber ein Planungsbüro unter der Führung von Dr. Alfred Benesch, um den Ort besser zu konzipieren. Mit Hilfe dieses Konzepts stellte Dr. Benesch fest, dass es für die Stadt von Vorteil wäre, das Kulturgut Synagoge nicht abzureissen, sondern daraus eventuell ein Kulturhaus, ein Museum oder Ähnliches zu machen. Kurz nachdem diese Ergebnisse der Öffentlichkeit präsentiert wur-



Die Synagoge von Gänserndorf, Strassen- und Gartenseite
Fotos: I. Oberndorfer, mit freundlicher Genehmigung. (2)

den, fand die nächste Bürgermeisterwahl statt, die Burghardt zugunsten des ÖVP-LAbg. René Lobner verlor. Ein paar Monate später stellte die GRÜNE-Vizebürgermeisterin Margot Linke in einer Gemeinderatssitzung den Antrag, das Gänserndorfer Jugendzentrum vom Rathausplatz in das Gebäude der ehemaligen Synagoge in die Bahngasse 60 zu verlegen. Bis Mitte 2018 befand sich dann dort tatsächlich ein Jugendklub, der von Margot Linke betreut wurde.

Im Frühjahr 2018 mehrten sich die Gerüchte, Bgm. Lobner wolle nun doch den alten Abrissbescheid für die Synagoge umsetzen. Daraufhin wandten sich etliche Gänserndorfer/innen mit der Bitte an mich, etwas gegen diese Absicht zu tun bzw. ihnen zu helfen, das Gebäude zu schützen. Da ich zu diesem Zeitpunkt die Synagoge noch nicht betreten hatte, wandte ich mich an die zuständige Vizebürgermeisterin, mir in meiner Funktion als Geschichtswissenschaftlerin das Gebäude zu zeigen. Am 6. April 2018 führte mich Margit Linke durch die doch gut erhaltenen Räume der Synagoge, auf den Dachboden und in den Garten und zeigte mir auch das dahinter liegende Rabbinerhaus

Als in den Wochen danach im Zusammenhang mit dem Gebäude immer öfters die Worte „Abriss“, „abtragen“, „schleifen lassen“ die Runde machten, schrieb ich am 21. Juni 2018 an Bundespräsident Van der Bellen und bat um rasche Hilfe unter dem Titel „Gefahr im Verzug für das jüdische Kulturgut Synagoge Gänserndorf“. Unser Bundespräsident bzw. seine Präsidentschaftskanzlei reagierte prompt und kontaktierte umgehend „das Bundesdenkmalamt „[...]“, um sich als zuständige Behörde der Sache anzunehmen“. Danach ging es Schlag auf Schlag: das Bundesdenkmalamt stellte mittels Bescheid die Synagoge und das dahinter stehende Rabbinerhaus unter Schutz.

Zur gleichen Zeit startete ich mehrere Hilferufe zum weiteren Schutz der Synagoge. Ich schrieb etwa an die niederöster-



Blick über den Friedhofshügel mit den symbolischen Grabsteinen, errichtet von der Wiener Chewra Kadischa.



Weitere Grabsteine liegen entlang der Einfriedungsmauer unter der Grasnarbe verborgen.

Tina Walzer

DER JÜDISCHE FRIEDHOF IN MATTERSBURG

Jahrhundertlang diente der Friedhof in Mattersburg einer der ältesten jüdischen Gemeinden des heutigen Burgenlandes als Begräbnisstätte. Während der NS-Zeit schwer zerstört, legt er mit seinen tausenden Gräbern noch heute Zeugnis ab von der einst blühenden Gemeinde.

Die jüdische Gemeinde in *Mattersburg* zählt zu den Sieben Heiligen Gemeinden, den *Schewa Kehilot*. Nach der Vertreibung der *Zweiten jüdischen Gemeinde Wiens* 1670 hatte der Fürst Paul I. Esterhazy die Flüchtlinge auf seinem Territorium willkommen geheißen, sie aufgenommen und ihnen den Status von *Schutzjuden* zugestanden. Die jüdische Gemeinde Mattersdorf, wie der Ort damals noch hieß, hatte zu dem Zeitpunkt allerdings bereits bestanden: 1527 hatten Flüchtlinge aus Ödenburg (heute Sopron, Ungarn) hier Zuflucht gefunden und eine *Kehila* gegründet; andere Quellen lassen diese sogar auf eine Gruppe sefardischer Juden einige Jahrzehnte zuvor zurückgehen. In weiterer Folge der Esterhazyschen Ansiedlungspolitik entwickelten sich jedenfalls in Kittsee, Frauenkirchen, Eisenstadt, Kobersdorf, Lackenbach, Deutschkreutz und eben in Mattersburg bedeutende, und streng orthodox orientierte Gemeinden. Viele namhafte Rabbiner und weltberühmte Gelehrte stammten von hier oder fanden in ihnen ihre Wirkungsstätten, unter ihnen Chatam Sofer (1762 Frankfurt am Main – 1839 Pressburg, Ungarn; heute Bratislava, Slowakei). An all diesen Orten bestehen bis heute jüdische Friedhöfe. Seit den Zerstörungen der NS-Zeit in unterschiedlich gutem Erhaltungszustand, stellen sie die oft einzige und damit auch wertvollste Quelle zur Rekonstruktion der untergegangenen Gemeinden dar. Sie werden, bis auf wenige Ausnahmen von Einzelbestat-

tungen Überlebender, heute allesamt nicht mehr benutzt.

Der älteste vollständig dokumentierte Grabstein auf dem jüdischen Friedhof in Mattersburg datiert zurück ins Jahr 1728. Rund 1.500 Menschen sollen hier zwischen 1694 und 1938 bestattet worden sein. Während der NS-Zeit wurden 229 Grabsteine vom jüdischen Religionsschulinspektor Isidor Öhler (9.10.1878 Nagytapolcsán, Oberungarn, heute Topolčany, Slowakei – 2.4.1968 Wien) wissenschaftlich aufgenommen; zuvor hatten auch die jüdischen Forscher Max Grundwald (10.10.1871 Zabrze, Oberschlesien – 24.1.1953 Jerusalem) und Leopold Moses (24.4.1888 Mödling – 1.12.1943 deportiert ins KZ Auschwitz und ermordet) über den Friedhof und seine Monumente gearbeitet und ihre Ergebnisse publiziert. Zu sehen ist von all den dort beschriebenen Steinen heute nicht mehr viel: in den letzten Monaten des Zweiten Weltkriegs wurden die grossen Steinplatten abtransportiert und dazu benutzt, Panzersperren gegen die vorrückende Rote Armee zu errichten, im Zuge des Baus des sogenannten *Ostwalls*. Angeblich wurden Grabsteine danach aus den Schützengräben wieder entfernt und als begehrtes Baumaterial in so mancher Hofeinfahrt der näheren Umgebung verbaut.

Entlang der Friedhofsmauer des weitläufigen Areals mit seinen rund 2.000 Quadratmetern finden sich jedenfalls, von Erde bedeckt, heute noch zahllose Fragmente der früheren Grabmonumente. 1966 wurden herumliegende Steinteile gesammelt

BILDER MODERNER GESELLSCHAFTEN

Rudolf Klein über jüdische Friedhöfe in europäischen Metropolen

Der international geschätzte Architekturhistoriker Rudolf Klein präsentiert einen prächtigen und kenntnisreichen Bildband über jüdische Friedhöfe in zwanzig europäischen Metropolen.

Professor Rudolf Klein ist ein wunderbarer Erzähler. Er liebt das Fach, aus dem er erzählt, die Architekturgeschichte, sein Wissen scheint unendlich. Mit ihm durch seine nunmehrige Wohnstadt Budapest zu gehen – geboren ist er in eine Anwaltsfamilie in Subotica, während des Krieges in Ex-Jugoslawien flüchtete er nach Ungarn – ist ein besonderes Vergnügen und Geschenk. Einmal durfte ich mit ihm das Budapester Bauhaus-Viertel durchwandern – wie Professor Klein die prachtvollen Stiegenhäuser mit seinen Erzählungen über die Bauherren aus dem aufgeschlossenen, modernen jüdischen Bürgertum Ungarns füllte, ist eine eigene Geschichte (profil Nr. 28/2012).

Der wissenschaftliche Output des grossgewachsenen Herrn mit den lebhaften Augen wiegt schwer. Vor Jahren hat er in einem eindrucksvollen Band *Die Synagogen von Ungarn 1782-1918* vorgestellt. Nun legte er sein meisterhaftes neues Buch vor – es umfasst knapp 500 Seiten.*)

Das in englischer Sprache publizierte Werk ist eine reich bebilderte Erkundung jüdischer Friedhöfe des 19. und 20. Jahrhunderts in Ost- und Zentraleuropa sowie auf dem Balkan. Autor Rudolf Klein: „Jüdische Friedhöfe sind wahrscheinlich das facettenreichste Genre der Kunst, verglichen mit Synagogen und ihren Wandmalereien oder den illustrierten Manuskripten und Judaica.“ Eine der Begründungen dafür ist, dass bis zum letzten Drittel des 19. Jahrhunderts Synagogen meist von Nichtjuden entworfen worden sind. Und weiter schreibt der Architekturhistoriker:

„Irgendwie zeigten Friedhöfe jüdische Einstellungen und Werte offener als die mitten in der nichtjüdischen Umgebung errichteten Synagogen. Jüdische Friedhöfe waren mehr oder weniger eine interne Angelegenheit der jüdischen Gemeinden.“

In der Einleitung schreibt Rudolf Klein:

„Anders als viele Studien, die sich auf Grabsteine konzentrieren, intendiert dieses Buch den Blick auf das Ganze eines Friedhofs: Beginnend mit urban-planerischen und Garten-Aspekten, dem Gesamteindruck als solchem, berührt es auch die soziale Sphäre und diskutiert alle Fragen der Segregation – Geschlecht, religiöse Strömung und Finanzielles – als Spiegel der Struktur und Hierarchie jüdischer Gemeinden in der Diaspora.“

Als in der besten Tradition erzählender Wissenschaftler stellt Klein 21 Friedhöfe vom Baltikum bis zum Balkan in allen ihren Aspekten vor. Seine Ausgangsüberlegung ist überzeugend:

„Die jüdischen Friedhöfe reichen über die einer Minderheit gegebenen Grenzen hinaus; sie porträtieren ein grösseres Bild moderner Gesellschaften, einschliesslich interreligiöser Beziehungen sowie allgemeiner Kunst- und historischer Bedeutung

und zeugen so von einer fruchtbaren Koexistenz und gegenseitiger kultureller Beeinflussung Europäischer Kultur und Jüdischen Erbes von der Gründerzeit bis zum Holocaust.“

Rudolf Klein hat an Universitäten in Jerusalem, Kyoto und Tel Aviv gelehrt und geforscht und ist Professor für moderne Architekturgeschichte an der Szent István Universität in Budapest sowie in Novi Sad. Alle in seinem neuen Werk porträtierten Friedhöfe hat er selbst besucht, Kälte hat ihn nicht abhalten können, manche der Orte haben er oder seine Frau unter einer leichten Schneedecke fotografiert. Die Liste der ausgewählten Anlagen spannt sich über Zeiten und Strömungen auf dem halben Kontinent: Aschkenasischer und sefardischer jüdischer Friedhof in Belgrad; jüdischer Friedhof Berlin-Weissensee; Orthodoxer jüdischer Friedhof Bratislava; aschkenasischer, sefardischer sowie Neuer jüdischer Friedhof Bukarest; jüdischer Friedhof Salgótarjáni Strasse – sowie in der Kozma Strasse Budapest; Neuer jüdischer Friedhof Krakau; Neuer jüdischer Friedhof in Lodz; Neuer jüdischer Friedhof in Prag; jüdischer Friedhof in St. Petersburg; sefardischer jüdischer Friedhof Sarajewo; jüdischer Teil des Zentralfriedhofs Sofia; jüdischer Friedhof Užupis in Vilnius; jüdischer Friedhof Okopawa Strasse Warschau; Alter jüdischer Friedhof Wroclaw/Breslau; jüdischer Teil des Mirogoj Zentralfriedhofs Zagreb. In Wien hat sich Klein dem Alten und Neuen jüdischen Friedhof auf dem Zentralfriedhof gewidmet.

Mit dem Grossen Ganzen nimmt der Architekturhistoriker auch hunderte individueller Grabmäler in den Blick. Sein Interesse folgt seiner immensen Kenntnis und mit dieser verortet er das Einzelne hoch interessant im Kontext der jeweiligen Bestattungsanlage. Da ist etwa das sefardische Grabmal auf dem jüdischen Friedhof Hamburg-Altona: als grün bemooster Zeuge einer jüdisch wie kunsthistorisch herausragenden Epoche erhebt es sich wie ein grosses Geheimnis aus dem schweigenden Feld, das mit den typisch horizontalen sefardischen Grabplatten belegt ist. An einem Ende des dreieckigen erhabenen Stein-Sarkophags zeigt ein Relief Isaks Opferung durch Abraham (im Buch auf Seite 44).

Auf dem jüdischen Friedhof in der Okopawa Strasse in Warschau findet sich die ausdrucksstarke Bilderzählung am Ohel von Ber Sonnenberg (1822), das wie ein kleines Haus gestaltete Grabmal wurde neu eingedeckt (Seite 452/453). Der wie ein Kristall gestaltete Grabstein Franz Kafkas auf dem Neuen jüdischen Friedhof Žižkov in Prag zeigt den Einfluss von Expressionismus und tschechischem Kubismus (Seite 315). Über den neuen jüdischen Friedhof in Łódź schreibt Rudolf Klein, dass die Eltern des Pianisten Artur Rubinstein, Felicja und Isaac, hier bestattet sind, und er dokumentiert das Mausoleum des Mul-



Liebe Leserinnen und Leser,

wir stehen an einem Scheidepunkt der Geschichte Europas. Noch nie waren wir so vereint, aber gleichzeitig war die gemeinsame Zukunft selten so in Gefahr wie jetzt. In wenigen Wochen werden wir über das weitere Schicksal der Europäischen Union entscheiden.

Von allen Seiten wird dieser Kontinent mit populistischen, auch mit antijüdischen Parolen bedroht. Wir haben im deutschsprachigen Raum eine besondere Verantwortung; die Geschichte hat uns gelehrt, wieviel Unheil Populismus anrichten kann. Wir müssen diese Verantwortung wahrnehmen. In diesem Zusammenhang ist äusserst beunruhigend eine neue Welle des Antisemitismus, die ganz Europa ergreift. Antizionisten von rechts und von links bedrohen unser

Miteinander. Der Vorsitzende einer ehemals stolzen linken Partei in Grossbritannien hetzt, deutsche Linke verweigern Shimon Peres das gebührende Gedenken, in europäischen Städten werden Kippatragende beschimpft und sogar geschlagen. In Frankreich wird die Holocaust Überlebende Mireille Knoll ermordet und der Publizist Alain Finkielkraut attackiert. Die Gelbwesten schänden das Andenken von Simone Veil und werden von den deutschen Linken beklatscht. Diese Entwicklung ist zutiefst besorgniserregend und erschütternd, vor allem aber nicht hinnehmbar.

Die Shoa verdunkelt Deutschlands Geschichte. Auch den emanzipatorischen Gedanken von Lessing. Denn Lessing hat wie kaum ein anderer Gelehrter verkörpert, was deutsche Tugenden ausmachen: Toleranz und Humanität, ganz besonders gegenüber Andersdenkenden und gegenüber anderer Religionen. Mit seinen Werken hat er ganz entscheidend zur Emanzipation des Judentums in Deutschland beigetragen.

Denn was wäre die Geschichte Europas ohne das reiche jüdische Erbe? In Wissenschaft und Wirtschaft, Kunst und Kultur, Politik und Publizistik haben Männer und Frauen jüdischen Glaubens Massstäbe gesetzt. Noch nie wurden Werte in Europa so unterschiedlich definiert wie heute. Wir brauchen den Mut dafür zu kämpfen, dass uns die Freiheit erhalten bleibt. Die Freiheit des Denkens, die Freiheit des Reisens, die Freiheit des Andersseins. Unsere eigene Freiheit und die des Anderen sind keine Selbstverständlichkeit. Sie müssen tagtäglich verteidigt werden. Von uns allen. Wir müssen uns dessen bewusst sein. In diesem Jahr haben die Wähler in den Staaten der Europäischen Union die Gelegenheit, anstelle Ausgrenzung, Diskriminierung, antisemitischer Töne und völkischem Denken für Respekt, Toleranz, Neugier auf das Denken des anderen und für die Freiheit zu stimmen. Ich hoffe, davon wird zahlreich Gebrauch gemacht.

In diesem Jahr gibt es auch Grund zu feiern, DAVID feiert sein 30-jähriges Jubiläum und erinnert in dieser Ausgabe an den grossartigen Levi Strauss, der wohl zeitloseste Modedesigner der Weltgeschichte und an Rosa Luxemburg und ihre Rolle im Spartakusaufstand. Den Ideen von Rosa Luxemburg stehe ich fern; doch der von ihr überlieferte Satz, dass Freiheit stets die des Andersdenkenden ist, sollte wieder stärker Richtschnur der gesellschaftlichen Debatte sein.

Nicola Beer
Staatsministerin a.D.
Generalsekretärin der Freien Demokraten

**Freie
Demokraten**
FDP

Die besten Wünsche zum Pessachfest
allen Gönnern und LeserInnen
unserer Zeitschrift

Im Namen
des Kulturvereins
DAVID

**Regierungsrat
Ilan Beresin,
Präsident**



Koordinierungsausschuss
für christlich-jüdische
Zusammenarbeit

www.christenundjuden.org

*Judenfeindschaft bekämpfen - Brücken bauen -
Erinnerung bewahren*

*Wir wünschen unseren jüdischen Bürgern und
Freunden ein koscheres und fröhliches Pessach.*

**Martin Jäggle (Präsident)
Helmut Nausner (Vizepräsidenten)
Willy Weisz (Vizepräsidenten)
Stefanie Plangger (Geschäftsführerin)**

Renaissance und Neuzeit – Nation oder Kultur

Wir müssen noch einige Schritte weitergehen. Auch diese klassisch gewordene disparate Einheit des heute orthodoxen Judentums blieb nicht unerschüttert. Die empirischen Wissenschaften, voran die Naturwissenschaften, gingen natürlich auch am Judentum nicht spurlos vorüber. So wie es schon im Mittelalter neben philosophischen Texten auch bedeutende medizinische Arbeiten aus jüdischer Hand gegeben hatte, finden wir ab der Renaissance des 16. Jahrhunderts jüdische Schriften über Mathematik, Physik, Geographie und natürlich auch eine moderne Geschichtswissenschaft. Dies hat innerhalb des Judentums zu tiefgreifendem Nachdenken über die Quellen des menschlichen Wissens und zu neuen Auseinandersetzungen geführt – die Spitze dieses Eisbergs ist der ihnen allen wohl bekannte Baruch Spinoza, der seine Auffassungen aus seiner profunden jüdisch-philosophischen Bildung gezogen hatte. Zunächst wurde dieses neue Denken natürlich wieder als Aufruhr gegen den Konsens empfunden, weshalb Spinoza dem Synagogenbann verfiel.

Dennoch war dann der grosse jüdische Aufklärer Moses Mendelssohn nicht unwesentlich von Spinoza beeinflusst und

JUDENTUM – EINHEIT TROTZ VIELFALT? TEIL 2

die Hebräische Universität in Jerusalem hat im Jahre 1927 ganz offiziell den Bann gegen Spinoza widerrufen. Alle diese modernen Entwicklungen hatten dazu geführt, dass die Religion für viele Juden aus der Mitte ihres Lebens rückte und darum die Religion ihre bislang zentrale Bindungskraft einbüsste. Ja, auch die Religion selbst war wieder neuen Spaltungen ausgesetzt – im 19. Jahrhundert tat sich die Kluft auf zwischen Reform und Orthodoxie. Und wieder war die Zeit gekommen, über die Einheit des Judentums besorgt zu sein, weil die Vielheit sich in zu extremen Gegensätzen manifestierte. Wieder war die Zeit gekommen, darüber nachzudenken, was ob dieser neuen, unbekannteren Vielfalt das einigende Band des Judentums sein konnte. Jetzt, im 19. Jahrhundert, wurden zunächst zwei Optionen als Band der Einheit in den Mittelpunkt gerückt, die *nationale* und die *kulturelle* Option.

Die nationale Option

Betrachten wir zunächst die nationale Option. Es war die Zeit, als in Europa die Nationen ihren eigenen Wert erkannten und aus den übernationalen Grossreichen strebten, um eigene Nationalstaaten zu begründen. Den bedeutendsten ersten Versuch, das Judentum im Sinne des modernen Nationalismus zu deuten, unternahm der Vater der deut-

schen Sozialdemokratie, der oft vergessene Moses Hess (1812 – 1875). Er beruft sich in seinem Büchlein *Rom und Jerusalem. Die letzte Nationalitätenfrage* ausdrücklich auf die italienischen Befreiungskriege, auf die nationalen Bestrebungen von Griechen und Polen. Es sind diese totgeglaubten Völker, zu denen Hess nun auch die Juden zählt, deren Wiederauferstehung er nun unmittelbar kommen sah. Darum verkündete Hess in seinem Buch:

„Das Judentum ist vor allen Dingen eine Nationalität, [...], eine Nation, die schon einmal das geistige Regenerationsorgan der socialen Welt war [...] und [...] heute ihre eigene Auferstehung feiert.“

Dies ist nichts anderes als der Versuch, dem Judentum eine neue Einheit zu verschaffen – eine Einheit trotz aller Differenzen. Zu dieser neuen Einheit gehört natürlich auch die Religion, auch wenn ihr nun ein anderer Platz in der neuen nationalen Einheit zugewiesen wird. Die Religion ist für Hess ein *nationaler Geschichtskultus* und dient nach seiner Auffassung einzig und alleine der Begründung des jüdischen Patriotismus. Religion ist für Hess nicht, wie man dies bei den jüdischen Reformern des 19. Jahrhunderts hörte, dazu da, die persönliche individuelle Glückseligkeit zu befördern, sondern sie steht ausschliesslich im nationalen Interesse: »die jüdische Religion ist vor allen Dingen jüdischer Patriotismus.« Theodor Herzl, der Begründer des modernen politischen Zionismus, bekannte, dass alles, was er und seine Mitstreiter versuchten, schon bei Moses Hess zu finden war. Und so ist für viele Juden heute die Einheit des Judentums in diesem Nationalgedanken zusammengefasst. Vom Judentum als Nation kann, trotz aller Auseinandersetzungen im heutigen Israel, die gesamte Vielfalt des Judentums umfasst werden.

Die kulturelle Option

Es gab und gibt aber auch noch andere Stimmen, welche die Einheit des Judentums in der Moderne weder im politisch-nationalen noch im religiösen Sinn gewahrt wissen wollten, sondern in der *jüdischen Kultur*. Der klassische Vertreter dieses Kultur-Judentums ist Achad Ha-Am (Ascher Hirsch Ginsberg, 1856 – 1927). Er bekämpfte den politischen Zionismus von Theodor Herzl, weil er glaubte, dass die Einheit des Judentums nicht im politischen Nationalismus, sondern im Kulturellen zu gewinnen und zu finden ist. Achad Ha-Am sieht die Einheit des Judentums als Volk in der *jüdischen Kultur*. Jüdische Kultur heisst aber nicht nur Religion. Die Kultur umfasst sehr viel mehr. Zu ihr gehören die Sprache, die Literatur, die Musik, die Malerei, und unter anderem eben auch die Religion, kurz alle kulturellen Äusserungen eines Volkes. Die Religion ist nicht die alles beherrschende Mitte des Kultur-Judentums, sondern eben nur ein Element neben anderen – weshalb für Achad Ha-Am auch Juden akzeptabel sind, die von der Religion nichts wissen wollen. Die Frage nach der Einheit des Judentums war auch mit diesen Vorschlägen nicht erledigt. Immerhin hat der Zionismus eine weltweit grosse Bindekraft entfaltet. Ebenso hat die kulturelle Definition des Judentums eine Kraft offenbart, die jüdischen Peripherien an eine Mitte zu binden – und es ist nicht zufällig, dass die genannten Wochen der öffentlichen Selbstdarstellung des jüdischen Lebens hierzulande

DIE SYNAGOGE VON TRENCIN

und das seltsame Schicksal
ihres Architekten Richard Scheibner

In der Folge wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben, an dem sich unter anderen der damals führende Budapester Synagogenspezialist Lipót Baumhorn beteiligte. Ungeachtet dessen wurde der junge, erst am Anfang seiner Karriere stehende Architekt Richard Scheibner beauftragt.¹ Während Baumhorn mit seinen neugotischen Synagogen noch eine späthistoristische Ausrichtung vertrat, hatte Scheibner, der aus Piešťany stammte und in Berlin studiert hatte,² bereits mit einigen äusserst modernen Bauten auf sich aufmerksam gemacht. In seinem heimatlichen Piešťany hatte er neben dem Umbau des alten Rathauses 1912 ein hochmodernes Hotel errichtet, und in Berlin, wo er zu diesem Zeitpunkt bereits ansässig war, das sogenannte „Marmorhaus“ - eines der mondänsten Kinos der Metropole, das mit seinem spektakulär glasüberkuppelten Vestibül damals Furore machte.³ Dieses weltläufig grossstädtische Flair der Bauten Scheibners scheint die dem Reformjudentum verpflichtete Gemeinde veranlasst zu haben, ihm, und nicht dem konservativen Lipót Baumhorn, den Zuschlag zu geben. Durch diesen Paradigmenwechsel kam es in dem kleinen Provinzstadt Trenčín zum Bau einer der damals modernsten Synagogen auf dem Gebiet der Donaumonarchie.

Nachdem die alte Synagoge abgerissen worden war, wurde an deren Stelle innerhalb von nur achtzehn Monaten der von Richard Scheibner und seinem Mitarbeiter Hugo Pál konzipierte Bau von der örtlichen Baufirma Niegreis und Fuchs in einer höchst progressiven Stahlbetonkonstruktion errichtet. Infolge des Wachstums von Trenčín gehörte der Standort am „Sturovo namiestie“, der seinerzeit noch ausserhalb der alten Stadtmauer gelegen war, nun zum Stadtzentrum, und da der Bau darüber hinaus rundum freistehend war, wurde er zu einem markanten Wahrzeichen des Ortes, auf den nicht nur die jüdische Gemeinde zu Recht stolz war. Scheibner und seine Mitarbeiter hatten nach dem Vorbild einiger kurz zuvor in Deutschland errichteter Synagogen, wie in Essen und Frankfurt-Westend, ein mächtiges, im Sockelgeschoss von spitzbogigen Arkaden gesäumtes Gebäude in den Formen des Art Nouveau mit byzantinischen Einflüssen realisiert. Dies zeigt die Verwendung unterschiedlicher Stilelemente, wie unter anderem eine flache, byzantinisierende Kuppel und ein grosser Omegabogen im Eingangsbereich - ein typisches Versatzstück des Jugendstils. Ungeachtet dieser synkretistischen Formgebung verstand es der Architekt jedoch, ein harmonisches Ganzes zu schaffen, das die damals aktuellsten Tendenzen übernahm und ein der Moderne gegenüber aufgeschlossenes Judentum symbolisierte. Dieser Ausrichtung entsprach auch die Ausgestaltung des tonnenüberwölbten Innenraumes, von dem sich noch einige Relikte erhalten haben, ungeachtet der Verwüstung, die die Synagoge während des Zweiten Welt-

Das kleine Städtchen Trenčín (auf Ungarisch Trencsén, seinerzeit auf Deutsch auch Trentschin), liegt im Nordwesten der Slowakei, malerisch am Fusse eines hochaufragenden Burgberges ausgebreitet. Allein die vielen Varianten des Ortsnamens sind ein Indiz für die ehemalige gemischtsprachige Kultur der Stadt. Vor dem Ersten Weltkrieg zum Königreich Ungarn gehörend, war der Ort jedoch überwiegend von Slowaken bewohnt, die damals noch keinen eigenen nationalen Status hatten. In diesem Völkergemisch war die kleine jüdische Gemeinde ihrerseits eine weitere Minderheit. Insbesondere seit dem späten 18. Jahrhundert wuchs ihre Zahl infolge des Zuzugs von mährischen Juden, so dass schon um 1790 eine kleine Synagoge ausserhalb der Stadtmauer am nördlichen Rand der Altstadt erbaut wurde. Im 19. Jahrhundert bewirkten schliesslich die Errichtung einer Bahnlinie sowie die fortschreitende Industrialisierung ein wirtschaftliches Aufblühen der Stadt, das auch der jüdischen Gemeinde zugutekam, die stetig wuchs und um 1900 nahezu ein Viertel der Bevölkerung stellte. Daher genügte die alte Synagoge ihren Anforderungen allmählich nicht mehr, und man entschloss sich zur Errichtung eines neuen Baus.

krieges erlitt. Neben Resten der Wanddekoration im Bereich der Bima, die eine Ahnung davon geben, wie der Gesamteindruck gewesen sein mag, sind vor allem noch die imposante Deckenleuchte und die Glasmalereien mit stilisierten jüdischen Symbolen vorhanden.

Die Einweihung, die am 30. September 1913 erfolgte, war ein grosses Ereignis in Trenčín, an dem nicht nur Juden, sondern auch zahlreiche christliche Honoratioren teilnahmen - Ungarn, Slowaken sowie Deutsche. Fast scheint es, als wäre die Feierlichkeit ein integrativer Faktor in dieser multikulturellen Stadt gewesen. Neben dem Obergespan, dem Bürgermeister und hohen Militärs (Trenčín war eine Garnisonsstadt) nahmen auch Vertreter der verschiedenen Konfessionen, der Lehranstalten sowie Deputierte zahlreicher Kultusgemeinden teil. Seitens der örtlichen jüdischen Gemeinde eröffneten der Bankdirektor Béla Friedmann und der Gemeindevorsteher Heinrich Kaiser, wahrscheinlich die beiden Männer, die sich besonders um den Bau verdient gemacht hatten, die Feierlichkeiten mit Festreden. Nach dem Singen von Psalmen entzündete der Oberrabbiner Dr. József Diamant, der im selben Jahr

DIE FLÜCHTLINGE VON TARSIA

Nahe einem ehemaligen Lager für Juden soll ein Friedhof für Emigranten entstehen

Tarsia ist eine kleine süditalienische Gemeinde nördlich des Silagebirges in der Provinz Consenza. Das 2.000-Seelen-Dorf liegt auf einem Hügel, zu dessen Fuss sich die Ebene des Flusses Crati befindet. Bürgermeister des Ortes ist Roberto Ameruso, und der hat einen Plan: Unten am Fusse des Hügels soll erstmals in Italien ein zentraler Friedhof für auf der Flucht über das Mittelmeer gestorbene Flüchtlinge entstehen.

Der Eingang zum
ehemaligen Internierungslager
Ferramonti di Tarsia.

„Die Angehörigen können dann hier ihre Verwandten betrauern“, meint Ameruso. Und wenn man den Bürgermeister fragt, warum ausgerechnet in Tarsia ein derartiger Flüchtlingsfriedhof entstehen soll, dann verweist er auf die Tradition der Solidarität. Denn unten in der Ebene liegt auf Gemeindegebiet das ehemalige Internierungslager *Ferramonti di Tarsia*. Hier in der malariaverseuchten Gegend wurden unter Mussolini von 1940 bis 1943 italienische Juden, jüdische Emigranten und Antifaschisten interniert. Die Zahl der Insassen erreichte im August 1943 mit 2.016 Personen ihren Höhepunkt. Die Lagerinsassen wurden durch die lokale Bevölkerung von Tarsia unterstützt und schliesslich im September 1943 von britischen Truppen befreit. Heute befindet sich auf dem Gelände ein Gedenkort, einige der Baracken stehen noch und sind zu besichtigen.

Will man mit dem Auto nach Tarsia fahren, führt der schnellste Weg über die süditalienische Autobahn A3 bis zur Ausfahrt „Tarsia Süd“. Kommt man dabei von Süden, so wissen die wenigsten, dass hier die Strasse auf einer Brücke über das Gelände des ehemaligen Internierungslagers *Ferramonti di Tarsia* führt. Man muss von der Ausfahrt die erste Abzweigung nach links nehmen und einem kleinen Hinweisschild folgen, bis man vor dem Tor des ehemaligen Lagers steht. Links weht eine italienische, rechts die israelische Flagge und hinter dem Zaun sind noch einige der erhaltenen Baracken zu besichtigen. „Gezwungen an diesen Ort durch ein verächtliches Regime, bezeugen hier 2.000 Personen verschiedenen Glaubens, verschiedener Rasse und Nationalität durch ihrer Anklage und durch die Solidarität unserer Leute die Schrecken des Faschismus“, ist auf einem Gedenkstein vor dem Zaun zu lesen. Nicht weit davon entfernt zeigt eine Informationstafel die Ausmasse des ehemaligen Lagers und erklärt die Hintergründe.

Das Konzentrationslager von Tarsia war das

grösste seiner Art, das in Italien durch das faschistische Regime realisiert wurde. Seine Errichtung wurde durch die *Rassengesetze* von 1938 ermöglicht, der Baubeginn am sumpfigen und malariaverseuchten Ufer des Crati erfolgte 1940, als Italien an der Seite Deutschlands in den Zweiten Weltkrieg eintrat. Die ersten Gefangenen des Lagers waren 100 italienische Juden aus Norditalien. Doch nach und nach kamen Transporte mit Juden aus ganz Europa. Dazu zählten zum Beispiel die 494 Überlebenden des 1940 gesunkenen Flüchtlingsschiffes *Pentcho*, die zunächst in einem KZ in Rhodos interniert waren.

Zu dieser Gruppe gehörte auch der Kaufmann Elias Finger aus Gelsenkirchen. In der Pogromnacht vom 9. November 1938 wurde der 35-Jährige durch Nazi-Schläger schwer verletzt, das Geschäft der Familie zertrümmert. Elias Finger beschliesst darauf, Deutschland zu verlassen. Er will über die Donau und das Mittelmeer nach Palästina fliehen, doch er wird in Bratislava festgenommen und interniert. In dem slowakischen Lager warten viele jüdische Menschen aus ganz Europa auf die Abfahrt des Flüchtlingsschiffes *Pentcho*, eines alten Raddampfers, der notdürftig seetüchtig gemacht worden war. Das Schiff mit 500 jüdischen Flüchtlingen fährt donauabwärts und gelangt nach Wochen über das Schwarze Meer und durch den Bosphorus in das Ägäische Meer. Hier läuft der Raddampfer in der Nacht zum 10. Oktober vor der griechischen Insel Chamilonisi auf Grund. Aus Seenot gerettet werden die Flüchtlinge von dem italienischen Schiff *Camogli*, der Kapitän bringt die Menschen nach Rhodos, das damals unter italienischer Besatzung stand. Dort verbringen sie mehr als ein Jahr in einem Lager, bis sie nach dem süditalienischen Tarsi gebracht werden.

Dort hausten im August 1943 rund 2.000 Menschen in den Baracken, zwei Drittel davon waren Juden. Die restliche Gruppe setzte sich aus nichtjüdischen Internierten und italienischen Antifaschis-

Der Bürgermeister
von Tarsia,
Roberto Ameruso.



unsere wichtigsten Kontakte. Freundschaft mit albanischen Familien kam erst später. Wir Kinder haben aber oft mit albanischen Kindern auf der Strasse gespielt, auch wenn wir nicht miteinander sprechen konnten. Kinder haben ihre eigene Sprache. Als Kind will man alles so tun wie die anderen Kinder.

Albert Ramaj: Wie entwickelte sich das Verhältnis zu den Albanern?

Johanna Jutta Neumann: Schon im Hotel, wo wir die ersten paar Wochen gelebt haben, haben wir uns mit Albanern ausgetauscht. Jeder wusste, warum wir dort waren und dass die Zustände für Juden in Deutschland sehr schwierig waren. Alle waren gleich sehr freundlich und hilfsbereit. Wir haben bald auch eine albanische Familie kennengelernt. Die Frau kam aus Österreich, ich kann mich aber nicht mehr an ihren Namen erinnern. Meine Eltern hatten mit der Zeit viele Freunde. Als wir 1940 nach Berat kamen, wohnten wir bei einer muslimischen Familie. Immer wurden wir eingeladen. Wir waren dort zur Zeit von Ramadan und Bajram. Sie haben uns sogar zum G'ttesdienst in die Moschee mitgenommen. Zu Bajram wurden wir mit Essen und Süßigkeiten beschenkt. Ich muss sagen, dass wir immer nur sehr gute und liebe Menschen in Albanien gekannt haben.

Albert Ramaj: Sie gingen in Albanien zur Schule. Können Sie Ihren Schulbesuch beschreiben?

Johanna Jutta Neumann: Ich war leider nur eine kurze Zeit in der Schule. Es war eine italienische Schule, die Lehrerinnen waren katholische Nonnen. Zusammen mit mir waren albanische Kinder in der Klasse – wir durften immer sitzen bleiben, wenn die katholischen Kinder ihr Morgengebet sprachen. Die Nonnen waren sehr gut, auch sie wussten, dass ich eine Jüdin war.

Albert Ramaj: Wie sind Sie und Ihre Eltern mit dem Leben in Albanien zurecht gekommen?

Johanna Jutta Neumann: Für mich als Kind war es ein Abenteuer, eine ganz andere Welt als die, an die ich gewöhnt war: ein neues Land, neue, unbekannte Menschen und so weiter. Aber Kinder leben sich schnell ein, und so war es auch. Ich spielte mit albanischen Kindern auf der Strasse und hatte so auch Albanisch gelernt. Für meine Eltern war es etwas anderes: Sie konnten weder Albanisch noch Italienisch, und ausserdem gab es keine Arbeitserlaubnis. Für sie war es sehr schwer gewesen, alles zu verlieren und eine lange Vergangenheit zurückzulassen. Die Familie meiner Mutter hatte seit über 200 Jahren in Hamburg gelebt. Von Seiten der Albaner wurden wir nur als Gäste behandelt und überall mit offenen Armen und inniger Freundschaft willkommen geheissen. Meine Eltern wollten aber ein neues Leben anfangen und nach Amerika fahren, wo wir Verwandte hatten.

Albert Ramaj: Konnten die jüdische Flüchtlinge etwas in Erfahrung bringen über das Schicksal anderer Familienmitglieder, die nicht nach Albanien mitgekommen sind?

Johanna Jutta Neumann: Ich weiss nur von einem Fall: Ein Mann war mit uns in Albanien, aber seine Familie, seine Frau und zwei oder drei Kinder wurden nach Polen abtransportiert. Soweit ich weiss, hat der Mann nie mehr etwas über seine Familie erfahren.

Albert Ramaj: Haben Sie oder Ihre Eltern etwas über die Vernichtung der Juden in den Konzentrationslagern gewusst?

Johanna Jutta Neumann: Wir wussten, dass es Zwangsarbeitslager gab, aber nichts von Vernichtungslagern. Wir wussten, dass Menschen in Ghettos deportiert wurden, aber nicht, was wirklich vorgegangen war. Als wir Albanien 1945 verlassen hatten, kamen wir in ein Lager für Vertriebene, wo wir die erste Überlebende aus den Konzentrationslagern getroffen haben. Das war besonders schwer.

Albert Ramaj: Wussten die Albaner über die Verfolgung der Juden in Europa?

Johanna Jutta Neumann: Natürlich wussten sie über die Verfolgung, denn deswegen waren wir ja in Albanien.

Albert Ramaj: Wie haben die Flüchtlinge über die Albaner gesprochen?

Johanna Jutta Neumann: Wir haben alle die Albaner hoch geschätzt! Sie haben uns Gastfreundschaft gegeben, sie haben ihr eigenes Leben und das ihrer Familien in Gefahr gebracht, indem sie uns Juden geholfen haben. Bis zum heutigen Tag können wir dem albanischen Volk nicht genug Dank aussprechen. Im Buch *Umweg über Albanien* [in englischer Fassung *Via Albania*, Anm. d. Autors] habe ich meine Geschichte aufgeschrieben, damit die Welt endlich hört, was Albanien und was die Albaner geleistet haben – was der Rest von Europa nicht getan hat.

Albert Ramaj: Wie war der Abschied von Albanien?

Johanna Jutta Neumann: 1945 war die Lage in Albanien schwer und ungewöhnlich. Wir bekamen die Erlaubnis, nach Italien zu fahren – das ist alles, woran ich mich erinnere. Nach sechseinhalb Jahren hatten wir endlich die Möglichkeit, unser Ziel Amerika zu erreichen. Mein Vater wollte endlich wieder arbeiten und ein normales Leben führen. Mit der Familie

wieder vereint zu sein, war natürlich eine grosse Freude. Andererseits mussten wir viele gute Freunde zurücklassen, weshalb uns der Abschied sehr schwer fiel. Viele Leute waren nicht nur Freunde, sie waren auch unsere Retter – wir hatten viele Freunde, die uns geholfen hatten.

Albert Ramaj: Gab es ein Wiedersehen?

Johanna Jutta Neumann: Ich hatte eine besonders enge Freundin, Erika Përmeti Toptani, die ich nach 47 Jahren wiedergetroffen habe. Es war ein grosses Wunder, dass wir uns wiedergefunden haben. Ich habe sie in Triest besucht, und sie war bei uns hier in Washington. Wir haben oft miteinander telefoniert, aber leider lebt sie jetzt nicht mehr.

Albert Ramaj: Wie haben Sie Albanien verlassen?

Johanna Jutta Neumann: Ein britischer Frachtdampfer hat uns in Durrës abgeholt und nach Brindisi gebracht. Wir wussten auch gar nicht, was mit uns geschehen sollte, nachdem wir in Italien gelandet waren. Wir kamen dann in ein Vertriebenen-Lager in Tricase Porto.

Albert Ramaj: Vielen Dank für das interessante Gespräch!

Albert Ramaj ist Leiter des Albanischen Instituts in St. Gallen (www.albanisches-institut.ch)

Literaturhinweis:

Johanna Jutta Neumann: *Umweg über Albanien*. Ein persönlicher Bericht. DAFG Verlag, Hamburg 2003, ISBN 3-925297-31-6 (Englisch: Johanna Jutta Neumann: *Via Albania: A Personal Account*. Eigenverlag, 1983 [4. Auflage 2010].)

Wir durften immer sitzen bleiben, wenn die katholischen Kinder ihr Morgengebet sprachen. Die Nonnen waren sehr gut, auch sie wussten, dass ich eine Jüdin war.

JOHANNA JUTTA NEUMANN IM INTERVIEW

Johanna Jutta Neumann wurde 1931 in Hamburg geboren. Die Kriegsjahre verbrachte die Jüdin in Albanien. Danach wanderte sie in die USA aus, wo sie später eine Familie gründete. Das Interview wurde vor rund sieben Jahren (2011) geführt. Johanna Neumann starb am 26. April 2017.

Albert Ramaj: Sie sind in Hamburg geboren. In Ihrem Buch schreiben Sie von einer glücklichen Kindheit.

Johanna Jutta Neumann: Ja, ich hatte eine sehr schöne Kindheit in Hamburg. Erst vor ein paar Wochen war ich wieder dort und hatte viele angenehme Erinnerungen, wie ich so durch die altbekannten Strassen gegangen bin: Erinnerungen, wie ich mit meiner Mutter spazieren war, Verwandte besucht hatte und natürlich meine Grosseltern. Vor dem Haus, wo meine Grosseltern wohnten, hat mich die Hamburger Presse interviewt. Dabei habe ich viel an die Zeit gedacht, als ich früh morgens zum Fenster hinausgeschaut habe, wie die Geschäfte geöffnet wurden und die Blumenfrau ihre Blumen zum Verkauf hergerichtet hat. Ich habe oft bei meinen Grosseltern geschlafen. Alles fröhliche Kindheitserinnerungen! Die Strassen sind noch da, die Häuser auch, oder wenigstens dieselben Hausnummern. Aber die Menschen, die mir lieb waren und meiner Kindheit Freude, Zufriedenheit und Inhalt gegeben haben, sind nicht mehr da. So viele Tanten und Onkel, Cousins und Freunde sind in den Konzentrationslagern umgekommen.

Albert Ramaj: Haben Sie damals als kleines Kind antisemitischen Hass erfahren?

Johanna Jutta Neumann: Leider ja: Ich durfte schon seit 1937 nicht mehr auf Spielplätzen spielen. Meine Mutter war oft mit mir nach Blankenese, einem Stadtteil an der Elbe, an den Strand gegangen, und auf den Bänken waren Schilder angebracht, auf denen „Juden nicht erwünscht“ stand. Juden durften 1937/38 schon nicht mehr ins Theater gehen. Jüdische Kinder mussten in jüdische Schulen gehen, wir konnten nicht mehr öffentliche Schulen besuchen.

Albert Ramaj: Welche Vorstellung hatten Sie und Ihre Eltern von Albanien?

Johanna Jutta Neumann: Ich hatte überhaupt keine Vorstellung von Albanien und glaube nicht, dass meine Eltern viel über Albanien wussten und auch nicht wussten, was uns dort erwartete. Sie dachten wohl, dass Albanien primitiv war, weshalb sie meine Grossmutter nicht mitgenommen haben. So war es sehr erfreulich, dass wir bei der Ankunft in Durrës von einem deutschsprechenden Emigranten empfangen wurden, der uns dann gleich in ein Hotel gebracht hat.

Albert Ramaj: Was waren das für Gefühle, an einen unbekanntem Ort zu reisen?

Johanna Jutta Neumann: Meine Eltern wollten wohl nur aus Deutschland hinaus und hatten viele Schwierigkeiten auf sich genommen, alle Dokumente zur Ausreise zu bekommen. Alles zurückzulassen war sehr schwer.

Albert Ramaj: Hatten sie Angst, nach Albanien zu reisen?

Johanna Jutta Neumann: Für mich als achtjähriges Kind war diese Reise ein grosses Abenteuer. Ich habe mich auch sehr schnell eingewöhnt und bald auf der Strasse mit albanischen Kindern gespielt. Für Kinder ist das alles kein Problem. Ich glaube nicht, dass meine Eltern Angst hatten. Ich weiss nicht, was sie über Albanien in Deutschland erfahren hatten. Ich bin mir sicher, dass Albanien grosse Veränderungen im Leben meiner Eltern bedeutete. Aber das Einzige, was wichtig war, ist, dass wir in Albanien Schutz gefunden haben.

Albert Ramaj: Wie haben Sie Visa für Albanien bekommen?

Johanna Jutta Neumann: Ich weiss leider nicht, von wem meine Eltern erfahren hatten, dass Juden ein Visum für Albanien bekommen konnten. Ich erinnere mich nur, dass meine Mutter mit unserem Freund nach Berlin geflogen ist und dort das Visum für Albanien bekommen hat. Ich glaube mich zu erinnern, dass der albanische Konsul heiraten wollte und Geld für seine Hochzeitsreise in die Schweiz brauchte. Meine Eltern und unsere Freunde haben ihm das Geld gegeben, und seine Familie in Albanien hat uns das Geld zurückgegeben. Ich bin nicht ganz sicher, ob es sich nun wirklich so zugetragen hat. Ich war acht Jahre alt, und seither sind 68 Jahre vergangen.

Albert Ramaj: Sie meinen, dass der albanische Konsul in Berlin Ihnen das Visum nur wegen des Geldes erteilt hat?

Johanna Jutta Neumann: Ich glaube nicht, dass der albanische Konsul uns das Visum für Albanien gegeben hat, weil er Geld wollte. 1939 hatte König Zogu Order erteilt, jüdische Flüchtlinge ins Land zu lassen. Das Geld für seine Reise in die Schweiz war nur eine Nebensache.

Albert Ramaj: Haben viele Juden von den Visummöglichkeiten für Albanien gewusst?

Johanna Jutta Neumann: Ich denke nicht, dass die Möglichkeit, nach Albanien auszuwandern, vielen Juden in Deutschland bekannt war. Ich sage immer: Leider haben es nicht viele gewusst und getan. Viel mehr Juden hätten gerettet werden können, wenn sie in Albanien gewesen wären.

Albert Ramaj: Hatten Ihnen Ihre Eltern erzählt, dass Ihr Leben in Deutschland in Gefahr war?

Johanna Jutta Neumann: Wie die Situation in Hamburg war, und wie gross die Gefahr war, das konnte ich sogar als Kind leicht spüren. Ich durfte nicht mehr auf dem Spielplatz spielen, man konnte nicht mehr auf einer Parkbank sitzen, wir konnten nicht mehr in unsere Synagoge gehen! Am 9. November 1938 sind ja die meisten Synagogen in Deutschland und Österreich angezündet und vollkommen zerstört worden. Da gibt es keine Frage, ob man als Kind von der Gefahr wusste: Ja, wir haben alle in grosser Angst gelebt.

Albert Ramaj: Wie haben Sie sich für die Reise vorbereitet?

MR Dr. RAPHAEL GLASBERG
Internist

*wünscht allen
Freunden, Verwandten
und Bekannten
ein schönes Pessachfest!*

Dr. Sylvia Stein-Krumholz

Praxis für Kinder- und
Jugendheilkunde
und Familie
Wollzeile 12/1/1/11
1010 Wien
Tel: 513 29 97
wünschen ein
schönes Pessachfest.

ISRAELITISCHE
KULTUSGEMEINDE
SALZBURG

wünscht allen Mitgliedern
und Freunden ein schönes
Pessachfest.

Simon DEUTSCH

Gesellschaft m.b.H & Co KG
IMPORT - EXPORT - TRANSIT

Büro: 1010 Wien, Fleischmarkt 7/4
Tel.: 01/533 75 72 Serie
Fax: 01/533 58 79

E-Mail: s.deutsch@simon-deutsch.com
DIE BESTEN WÜNSCHE ZUM PESSACH-FEST

CHRISTINE RUTH
LEWERENZ-WEGHUBER
BEZIRKSRÄTIN A.D.

wünscht allen
Freunden und Bekannten
ein schönes
Pessach-Fest!

Ing. Franz Mészáros

wünscht allen Freunden
und Bekannten
ein friedvolles
Pessachfest.

Keller & Co

Wirtschaftstreuhandges.m.b.H.
Buchengasse 174
A-1100 Wien
Tel.:01/6037264

wünscht allen Leserinnen und
Lesern des DAVID und der
jüdischen Gemeinde in
Österreich ein friedliches
Pessachfest!

**Monika Kaczek und
Eyal Hareuveni**

wünschen allen Freunden
und Bekannten
ein schönes, friedliches
Pessach-Fest!

Michael und Dr. Elizabeth
FRIEDMANN
und Familie

wünschen allen ihren
Freunden und Bekannten
ein schönes Pessachfest!

Christoph TEPPERBERG
und Familie

wünschen allen Freunden
und Bekannten
ein friedvolles
Pessachfest.

Univ. Prof.
Dr. ALEXANDER ROSEN

Facharzt für Geburtshilfe und Frauenheilkunde,
1200 Wien, Allerheiligenplatz 4/25, T.: 431/330 44 92, -ALLE KASSEN-
Univ. Prof.

Dr. HARALD ROSEN

Facharzt für Chirurgie
3430 Tulln, Rudolf-Buchingerstr. 5, T.: +43/2272/82122, -ALLE KASSEN-
wünschen allen Patienten, Freunden, Verwandten und Bekannten
ein schönes Pessachfest!

Der 1948 in Prag geborene Schriftsteller, Drehbuchautor und Regisseur Jindřich (dt. Heinrich) Mann ist der Sohn von Leonie Mann, dem einzigen Kind des Romanciers Heinrich Mann und der Prager jüdischen Schauspielerin Maria Kahn. Die Familien von Heinrich und Thomas Mann erhielten 1936 auf Betreiben des Kaufmannes Rudolf Fleischmann das Heimatrecht im ostböhmischen Städtchen Proseč und wurden so aus der Staatenlosigkeit gerettet. Jindřich Manns Vater war der aus dem galizischen Stedtl Stanislau stammende populäre tschechische Schriftsteller Ludvik Aškenazy.

DAVID: Herr Mann, wie kommt es, dass Ihr Vater aus dem galizischen Stanislau zu den populärsten tschechischen Schriftstellern zählt?

Jindřich Mann: Stanislau (heute: Ivano-Frankivsk, Ukraine) war ein multilingualer Ort. Als mein Vater 1921 geboren wurde, gehörte er gerade nicht mehr zu Donaumonarchie, sondern zu Polen. Heute liegt er in der Ukraine. Polnisch, Deutsch, Jiddisch und Ukrainisch waren die Sprachen dort. Vor den Nazis floh mein Vater 1939 in die Sowjetunion und schloss sich 1941 der Tschechoslowakischen Auslandsarmee an. Warum gerade diesem Armeekorpus, und wieso? Als er in Bozen lebte, und bevor er dort 1986 gestorben ist, sagte er zu mir, er müsste ein Buch schreiben mit dem Titel: „Wie ich zu einem Tschechen wurde“. Das hat er aber nicht mehr geschafft. Und wir, in der Schnelle, schaffen es hier auch nicht. Immerhin war der Anteil der jüdischen Menschen in dieser Armee ziemlich hoch: ausser den ursprünglich tschechoslowakischen Flüchtlingen gab es in ihr auch ruthenische und galizische Juden. Mein Vater hat die Schlachten von Sokolow - nahe der ukrainischen Stadt Charkov - und bei den Kämpfen Ende 1944 in den Ostkarpaten mitgemacht und war bei der Schlacht um den Dukla-Pass, die für die Befreiung Budapests und Wiens wichtig war, dabei. Er kam dann als Sieger bis nach Prag und blieb hier. Er ging sozusagen in den Westen, aber irgendwie nicht weit genug. Zuerst. Nach der Demobilisierung haben sie ihm als einem Offizier sowohl die Leitung einer Mühle angeboten als auch einen Posten im Rundfunk. Er hat das Zweite



WIE ICH ZU EINEM TSCHECHEN WURDE

Der Schriftsteller, Drehbuchautor und Regisseur Jindřich Mann.

gewählt. Ich glaube, er wollte immer schon schreiben, und tat er nun in der neuen Sprache. Zuerst als Journalist: er hat sogar über den israelisch-palästinensischen Konflikt 1948 berichtet. Etwa ab 1953 war er freiberuflicher Schriftsteller.

DAVID: Was waren die Themen, über die Ihr Vater schrieb?
Jindřich Mann: Er hat Prosa, eher kurze Erzählungen, geschrieben, Theaterstücke und Drehbücher, viele Hörspiele. Und Kinderbücher, mit denen eine ganze Generation aufgewachsen

„Ich werde sicher weitermachen“, sagt die kritische Sprachwissenschaftlerin und Mahnerin Ruth Wodak. 1950 in London geboren, ist die Soziolinguistin eine der wichtigen Stimmen der Vorurteilsforschung gegen Ausgrenzung, Antisemitismus und Rechtspopulismus.

DAVID: Wir treffen einander in der neuen jüdischen Buchhandlung von Dorly Singer. Welche Bedeutung hat ein solcher Ort für Wien?

Ruth Wodak: Wir brauchen dringend solche Orte. Die Verknüpfung von Buchhandlung und Café ist wunderbar, weil man in Ruhe Bücher anschauen und Freundinnen treffen kann, natürlich sowohl Juden wie Nichtjuden. Heutzutage gibt es viel zu wenige solcher Orte der Besinnung und Reflexion. Ich sage immer, wir brauchen mehr reflektierte Entschleunigung.

DAVID: Du arbeitest mit sehr komplexen Zusammenhängen, wie verschaffst Du Dir Nachdenk-Zeit?

Ruth Wodak: Ich mache das beinahe rituell, ich ziehe mich jeden Tag in der Früh zurück und überlege in Ruhe, was habe ich heute vor mir?

DAVID: Kannst Du Dir als vielfache Autorin ein Leben ohne Bücher vorstellen?

Ruth Wodak: Ohne Bücher zu leben ist mir – unter normalen Umständen – unmöglich. Das hängt auch mit meiner Familiengeschichte zusammen. Ich komme aus einer sehr bibliophilen Familie, und mein Vater hat immer erzählt, dass er auf der Flucht drei Bücher mitgenommen hat. Es war ein Band von Sigmund Freud, einer von Johann Nestroy und ein Band von Friedrich Schiller. Mit diesen drei Büchern im Koffer ist er am 12. März 1938 sofort geflüchtet. Mein Vater war revolutionärer Sozialist, viele Genossen wie Karl Hans Sailer und Otto Binder haben ihm geholfen, so ist er über Italien und Frankreich nach England gekommen.

DAVID: Besitzt Du die Bücher aus dem Fluchtkoffer Deines Vaters noch?

Ruth Wodak: Ja, die Flucht-Bücher sind immer bei mir.

DAVID: Wie schätzt Du die neuen Medien ein?

Ruth Wodak: Ich glaube, dass wir diese Entwicklung in ihrer ganzen Komplexität noch nicht erkennen und verstehen. Einerseits haben die sozialen Medien viel Positives gebracht, globalisierte Informationsübermittlung besitzt auch emanzipatorische Funktionen.

DAVID: Aber es ist auch totale Beeinflussung möglich.

Ruth Wodak: Diese Funktionen sind gefährlich. Vor allem im Zusammenspiel mit den sogenannten Parallelwelten, in denen man sich nicht mehr um Fakten und andere Meinungen kümmert, sondern alles, was nicht hineinpasst, als fake-news abtut. Lügen in der Politik hat es immer schon gegeben. Das Phänomen ist jetzt aber umfassender, und man kann sich ihm viel schwerer entziehen.

DAVID: Als junge Forscherin, was würde Dich heute interessieren?

Ruth Wodak: Ich weiss nicht, ob ich jetzt noch Wissenschaftlerin werden wollte. Denn die Universitäten, der ganze Wissenschaftsbetrieb haben sich sehr verändert. Wissenschaft ist quasi zu einem Geschäft geworden. Du wirst ständig „gerankt“, musst möglichst schnell möglichst viel publizieren, musst möglichst oft zitiert werden. Es wird gezählt, wie schnell Deine Studierenden ihre Abschlüsse machen. Management ist zum Allzweck geworden. Früher war auch nicht alles wunderbar, die Verhältnisse an den Universitäten waren furchtbar



„DIE FLUCHT- BÜCHER SIND IMMER BEI MIR“

Die Wissenschaftlerin Ruth Wodak, im Vorjahr vom Frauenministerium mit dem *Lebenswerk-Preis* ausgezeichnet, im Gespräch.

GOTTHOLD EPHRAIM LESSING UND DIE JUDEN

Zum 290. Geburtstag des deutschen Schriftstellers Heuer jährt sich zum 290. Mal der Geburtstag des deutschen Schriftstellers Gotthold Ephraim Lessing (1729 - 1781). Seine - seit Generationen zur Schullektüre zählende - schriftstellerische Parteinahme zugunsten der Juden, deren Existenzbedingungen zum Entstehungszeitpunkt von Lessings Werken denkbar schlecht waren, hat ihm mehr als einmal Hohn und Beschimpfungen eingebracht. Die Attacken hielten ihn nicht davon ab, bis an sein Lebensende für Toleranz im Denken und eine Verbesserung der Bedingungen im Sinne eines gedeihlichen Zusammenlebens der Konfessionen einzutreten.



Gotthold Ephraim Lessing.

Ölgemälde von Anna Rosina de Gasc, 1767/68, Rechte gemeinfrei, mit freundlicher Genehmigung Gleimhaus Halberstadt.
Quelle: Wikimedia Commons, abgerufen am 02.04.2019.

Lessings Interesse, den problematischen Umgang der christlichen Mehrheitsgesellschaft seiner Zeit mit ihrer jüdischen Minderheit zu ändern, entsprang seiner bereits in frühen Jahren entwickelten Freundschaft mit dem deutsch-jüdischen Mathematiker, Mediziner und Philosophen Aaron Gumpertz (1723 - 1769). Der intellektuelle Diskurs motivierte Lessing dazu, sich leidenschaftlich für jüdische Belange einzusetzen. Einen ersten Versuch wagte er in seinem 1750 erschienenen Schauspiel *Die Juden*. Als Komödie verkauft, sollte das Stück vordergründig die Erwartungshaltung des Publikums, über Juden zu lachen, bedienen, versuchte dabei aber, das genaue Gegenteil zu bewirken: den Zuschauern sollten ihre eigenen, vorurteilsbehafteten Fehlhaltungen vor Augen geführt werden. Der Autor bedient sich dazu in dem Stück eines folgenreichen Rollentauschs: die Bösen verkleiden sich als Juden, stellen sich aber als Christen heraus, während als Retter ein Jude auftritt. Seine konfessionelle Identität wird erst ganz am Schluss, als an seiner ehrenhaften Haltung nun gar kein Zweifel mehr bestehen kann, enthüllt. Die Tochter des Geretteten liebt den Retter, allerdings wird eine Verbindung ausgeschlossen, und zwar mit dem Hinweis auf dem Umstand, dass er Jude sei. Diese Haltung wird interessanterweise auch vom Stück selbst nicht infrage gestellt und gibt uns damit - hoch symbolisch eingekleidet - Einblicke in die gesellschaftliche Wirklichkeit von Lessings Zeit und den Grenzen, die dem interreligiösen Dialog in der Praxis gesetzt waren.

Kurz nach Erscheinen des Stücks wurden gegen Juden neue diskriminierende Massnahmen ergriffen, ihre Situation in Preussen verschlechterte sich noch weiter. Lessings Plädoyer hatte nicht nur nicht geholfen, es wurde vermutlich von den für die Gesetze Verantwortlichen und politischen Handlungsträgern in seiner Intention nicht einmal wahrgenommen. Die Wirkungsweise von *Die Juden* scheint auf den ersten Blick auf die Reaktionen von Theaterkritikern beschränkt, die dem Autor eine philosemitische Haltung vorwerfen: ein so guter und moralisch einwandfreier Held sei im Alltag unwahrscheinlich, und zwar schlichtweg deshalb, weil es sich um einen Juden handle. Daher sei das Stück in höchstem Masse unglaubwürdig. Der junge Moses Mendelssohn (1729 - 1786), ein Schüler von Gumpertz, kontert in einer öffentlichen Replik auf die Kritiken, es sei unglaublich, dass den Juden nicht einmal ein einziger moralisch einwandfreier Vertreter zugesprochen werde, beziehungsweise, dass die gesamte Gruppe der Juden pauschal wegen eines imaginierten negativen Charakters verurteilt werde.

Gegen Ende seines Lebens nahm Lessing noch einmal einen Anlauf in der jüdischen Sache, mit seinem heute bekanntesten Theaterstück *Nathan der Weise* (1779). Die Figuren sind viel genauer ausgearbeitet, auch ist eine Balance zwischen den drei grossen monotheistischen Religionen hergestellt - Christen, Juden und Muslime kommen gleichermassen vor, das Stück ist in Jerusalem angesiedelt zur Zeit der Herrschaft des als weise und tolerant geschilderten Saladin. Das junge Liebespaar stellt sich am Ende diesmal als deutschpersische Bruder und Schwester-Konstellation heraus. Lessing umgeht damit elegant auch diesmal die Frage der interkonfessionellen Eheschliessung. Im Sinne der Ideale der Aufklärung kommt er vielmehr zu dem Schluss, das Ideal der Brüderlichkeit - in diesem Falle der geschlechtsneutralen Geschwisterlichkeit - müsse imstande sein, konfessionelle Grenzen zu überspringen und ad absurdum zu führen.

Die ersten UN-Beobachter

Schon am 20. Mai 1948 war der schwedische Diplomat Folke Bernadotte, Graf von Wisborg (1895–1948) als Mediator bestellt worden. Er sollte gemäss der Sicherheitsrats-Resolution 50 vom 29. Mai durch UN-Beobachter unterstützt werden; daraus entstand die *United Nations Truce Supervision Organization* (UNTSO). Dies ist eine der ältesten UN-Operationen und besteht bis heute. Das Hauptquartier der UNTSO war zuerst in Kairo, dann von Juni bis Oktober 1948 in Haifa und befindet sich seither in Jerusalem.

Die ersten unter UN-Vermittlung ausgehandelten Waffenstillstände (vom 11. Juni bzw. 18. Juli) hielten bekanntlich nicht lange. Am 17. September 1948 wurden Bernadotte und der französische Oberst André Sérot von jüdischen Extremisten der Gruppe Lehi – der auch der spätere Ministerpräsident Yitzhak Shamir (1915–2012) angehörte – ermordet. Sérot war ein erfahrener Geheimdienstoffizier, der mit Bernadotte befreundet war, seit dieser 1945 seine Frau Berthe (geb. Grünfelder, 1898–1971) aus dem KZ Ravensbrück befreit hatte. Schon im Mai war der US-Konsul Thomas C. Watson (1896–1948) als Mitglied der UN-Waffenstillstandskommission ums Leben gekommen (es ist unklar, ob der Schütze Jude oder Araber war), und im Juli starb der französische UNTSO-Major René de Labarrière (1899–1948) bei einem Minenunfall. Bis heute fielen 52 Beobachter der UNTSO, zu der Österreich seit 1967 Beobachter stellt. Bekannt wurde vor allem der Zwischenfall am 25. Juli 2006, als vier UNTSO-Beobachter (unter ihnen der österreichische Major Hans-Peter Lang) bei Khiam im Südlibanon durch israelischen Artilleriebeschuss des UN-Postens starben.

Bernadottes Nachfolger wurde sein bisheriger Stellvertreter, der amerikanische Diplomat Ralph J. Bunche (1904–1971). Ihm gelang es schliesslich 1949, die Waffenstillstandsabkommen zwischen Israel und den Nachbarstaaten zu vermitteln; 1950 erhielt er dafür den Friedensnobelpreis. Bunche war Afroamerikaner und seit 1928 Professor für Politikwissenschaft an der Harvard University, hatte im Zweiten Weltkrieg für den US-Kriegsgeheimdienst OSS gearbeitet und war früh in die Arbeit der UNO involviert. Mit dem Ende der Kampfhandlungen endete die Funktion des UN-Mediators im August 1949; UNTSO wird seither von einem militärischen Kommandanten, dem Chief of Staff, geführt. (Derzeit ist die norwegische Generalmajorin Kristin Lund UNTSO-Stabschefin.)

Der junge Staat zwischen Ost und West

Die Niederlage im Krieg 1948/49 förderte die anti-britische Stimmung, die sich in den arabischen Staaten seit 1918 wegen der imperialistischen britischen Politik, dann angesichts der jüdischen Einwanderung nach Palästina in den 1920er und 1930er Jahren und wegen der Niederschlagung des Aufstandes von 1936 bis 1939 gebildet hatte. Während des Zweiten Weltkrieges hatte sich diese Haltung – nicht zuletzt wegen der britischen Intervention im Irak 1941 – noch verstärkt. In der Folge begünstigte dies die Hinwendung der arabischen Staaten zur Sowjetunion, während Israel die Beziehungen zur westlichen Welt, vor allem zu den USA, festigte. 1956, nur acht Jahre nach der Unabhängigkeitserklärung, sollte Israel bereits an der Seite Grossbritanniens und Frankreichs gegen Ägypten kämpfen.²

Für Israel bedeutete das Ende der Kampfhandlungen 1949, an den Aufbau des neuen Staates zu schreiten. Dazu gehörte die Aufnahme rund 700.000 jüdischer Einwanderer aus Europa und den arabischen Staaten, wodurch sich die jüdische

Bevölkerung Israels verdoppelte. Parallel wurden 1948/49 um die 700.000 der 900.000 arabischen Bewohner des nunmehrigen israelischen Staatsgebietes vertrieben oder flüchteten – nicht grundlos spricht die arabisch-palästinensische Historiographie von „an-Nakba“, der Katastrophe. (Heute hat Israel rund 9 Millionen Einwohner; davon sind 74,5% Juden, 20,9% – meist muslimische – Araber und 4,6% Sonstige.)

Die im Krieg massiv verstärkten Streitkräfte – 1949 über 100.000 Männer und Frauen, in zwölf Brigaden, mit eigenen Luftstreitkräften und Marine – wurden abgerüstet. Der israelische Militärhistoriker Netanel Lorch meinte dazu, dass dies keine Demobilisierung, sondern eine effektive Auflösung war. Nur ein kleiner Kern blieb, aus dem sich in den folgenden Jahren die auf einem Reserve- oder Milizsystem basierenden israelischen Streitkräfte (Zahal) neu formierten. Dass dies gelang, war vor allem dem zweiten Generalstabschef, Yigael Yadin (1917–1984), zu verdanken.

Denn es zeigte sich bald, dass die Waffenstillstandsabkommen von 1949 (am 24. Februar 1949 mit Ägypten, am 23. März mit dem Libanon, am 3. April mit Jordanien und am 20. Juli mit Syrien) zwar die Kämpfe beendet hatten, dem neuen Staat aber noch lange nicht einen echten Frieden brachten. Auch nach 1949 kam es immer wieder zu Grenzzwischenfällen und Überfällen.

1 (Vgl. dazu auch den Beitrag „Die Gründung Israels“, in: David Nr. 117, Juli 2018, 24–26.)
2 (Vgl. dazu auch den Beitrag „Die Suezkrise und der Krieg von 1956“, in: David Nr. 110, September 2016, 74f.)



**Die MitarbeiterInnen des
Instituts für jüdische Geschichte
Österreichs
wünschen allen LeserInnen
des DAVID
ein friedliches Pessachfest!**

Tel.: +43-2742-77171-0, Fax: +43-2742-77171-15

Homepage: <http://www.injoest.ac.at>

VOR 70 JAHREN: DAS ENDE DES ISRAELISCHEN U

2018 feierte Israel bekanntlich sein 70-jähriges Bestehen: Am 14. Mai 1948 – einen Tag, bevor Grossbritannien das Mandat über Palästina an die UNO übergeben wollte – verkündete der Exekutiv-Vorsitzende der Jewish Agency, der aus Polen stammende Rechtsanwalt David Ben-Gurion (geboren als David Grün, 1886–1973), in Tel Aviv die Unabhängigkeit des neuen Staates Israel.¹

Das Hauptquartier der UNTSO in Jerusalem, das „Government House“, einst praktisch im Niemandsland zwischen dem israelischen und dem jordanischen Gebiet, befindet sich heute im dichtverbauten Gebiet.

Foto Schmidl



Die Sowjetunion erkannte Israel schon am 17. Mai an, die USA zwar de facto ebenfalls schon im Mai 1948, formal aber erst (nach den ersten Wahlen in Israel) am 31. Jänner 1949. Israel hatte schon am 15. Mai 1948 um die Mitgliedschaft in der UNO angesucht, doch befürwortete der UN-Sicherheitsrat diese erst am 4. März 1949, und am 11. Mai 1949 stimmte die UN-Generalversammlung zu. Etwa gleichzeitig, bis Juli 1949, beendeten die Waffenstillstandsabkommen mit den Nachbarstaaten auch formal den israelischen Unabhängigkeitskrieg. Daher kann man eigentlich durchaus auch heuer – 2019 – von einem 70-jährigen Gedenken an die Entstehung des Staates Israel sprechen.

Mit sowjetischer Unterstützung und deutschen Waffen

Dass ausgerechnet die Sowjetunion der erste Staat war, der Israel im Mai 1948 anerkannte (dicht gefolgt von der seit Februar 1948 kommunistischen Tschechoslowakei), ist kein Zufall: Anders, als wir es ab den 1960er Jahren gewohnt sind, war es 1948 vor allem der kommunistische Ostblock, der Israel unterstützte, während der Westen, vor allem Grossbritannien, aus strategischen Interessen eher der arabischen Seite zuneigte.

Daher gelang es den jüdischen Untergrund-Organisationen 1948 vor allem über die Tschechoslowakei, Waffen für die *Hagana* ins Land zu schmuggeln (*Operation Balak*). Dazu gehörten über 5.000 Maschinengewehre und 24.500 Gewehre – grossteils waren dies deutsche Modelle wie das MG 34 oder der Karabiner 98k. Auch wenn es fast paradox anmutet, zeigen die Fotos aus dem Unabhängigkeitskrieg klar, dass die entstehende israelische Armee vor allem mit deutschen Waffen ausgestattet war. (Während des Zweiten Weltkrieges hatten die Fabriken im annektierten und deutsch verwalteten *Protectorat Böhmen und Mähren* eine wichtige Rolle für die deutsche Rüstungsindustrie gespielt.)

Doch es waren nicht nur leichte Waffen: Bekannt sind vor allem die Avia S-199, eine Weiterentwicklung des deutschen Standard-Jagdflugzeugs Messerschmitt Bf-109, von denen Israel 25 Stück erwarb. Die arabischen Staaten hingegen flogen überwiegend westliche Typen, wie die Supermarine „Spitfire“. Aber auch israelische Piloten (viele von ihnen Freiwillige aus den USA oder Grossbritannien und dem Empire) flogen ehemals britische „Spitfires“ und amerikanische P-51 „Mustang“ oder T-6A „Texan“ („Harvard“) in diesem Krieg. Dazu kamen unterschiedliche Transporter und Verbindungsflugzeuge. Die drei viermotorigen Bomber B-17 „Flying Fortress“, die israelische Agenten in Florida aufgetrieben hatten, wurden in der Tschechoslowakei ausgerüstet (und bombardierten beim Überstellungsflug nach Israel im Juli 1948 Kairo). Ausgangspunkt dieser Operation war der Flugplatz von Žatec (dt. Saaz) bei Ústí nad Labem (dt. Aussig), für die Israelis „Base Zebra“.

Aus Frankreich kamen Kanonen und H-35 Panzer sowie zahlreiche M-3 Halbketten-Transporter, die – teilweise getarnt als „landwirtschaftliches Gerät“ – ab 1947 nach Palästina geschmuggelt wurden. Nicht zuletzt dank dieser Waffenhilfe gelang es den israelischen Kräften, 1948/49 die oft schlecht geführten und schlecht ausgestatteten, zahlenmässig stellenweise unterlegenen arabischen Streitkräfte zurückzudrängen und das im UN-Teilungsplan vorgesehene jüdische Territorium Palästinas massiv zu erweitern.

nal, wo sie erst am 31. Mai 1919 gefunden wurde. Ihr Sarg musste deshalb leer bleiben, als er symbolisch mit 31 weiteren Opfern des *Spartakusaufstands*, unter ihnen Karl Liebknecht, am 25. Januar 1919 auf dem Friedhof in Berlin-Friedrichsfelde zu Grabe getragen wurde.

Epilog

In seinem Sammelband von Erzählungen *Ein Geschenk für Rosa* widmet der britische Schriftsteller und Künstler John Berger (1926 – 2017) Rosa Luxemburg eine Kurzgeschichte, dort schreibt er:

„Rosa! Ich kenne dich von Kindheit an. Und nun bin ich doppelt so wie du, als man dich im Januar 1919 totschiug, ein Monat nachdem du und Karl Liebknecht etwas gegründet hatten, aus dem einmal die Kommunistische Partei Deutschlands werden sollte.

Oft, wenn ich lese, und manchmal, wenn ich etwas zu schreiben versuche, tauchst du auf der Seite Papier auf, um dich mit einem Lächeln und einem kurzen Kopfschütteln zu gesellen. Kein einziges Blatt und keine einzige der Gefängniszellen, in die man dich wieder und wieder steckte, konnten dich je im Zaum halten.“⁷

„Ich war, ich bin, ich werde sein!“, hast du gesagt. Dein Leben gibt uns ein Beispiel.“⁸

Endnoten

- 1 Hirsch, Helmut (Hrsg.): Rosa Luxemburg in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek bei Hamburg 1969, S. 9.
- 2 Pfoser, Alfred: „Ich war, ich bin und werde sein.“ Zum 100. Todestag der Revolutionärin Rosa Luxemburg, die am 15. Jänner 1919 in Berlin erschossen wurde. In: WIENER ZEITUNG, Samstag/Sonntag 12./13. Jänner 2019, S. 33.
- 3 Schmitter, Elke: Auch eine Cassandra. In: DER SPIEGEL, Nr. 2/5.1.2019, S. 105.
- 4 Luxemburg, Rosa. Briefe aus dem Gefängnis. Herausgegeben vom Exekutivkomitee der Kommunistischen Jugendinternationale. Berlin: Verlag der Jugend-Internationale 1920, S. 21.
- 5 ebd., S. 38.
- 6 Brenner, Michael: Der erste jüdische Ministerpräsident. Vor genau 100 Jahren rief Kurt Eisner den Freistaat Bayern aus. In: Jüdische Allgemeine, 27. Dezember 2018 – 19. Jänner 2019.
- 7 Berger, John: Ein Geschenk für Rosa. München: Carl Hanser Verlag 2018, S. 11.
- 8 ebd., S. 19.

**Im Namen des
Sozialdemokratischen
Parlamentsklubs wünsche ich
der jüdischen Gemeinde ein
friedvolles Pessachfest 5779.**

Drⁱⁿ Pamela Rendi-Wagner
SPÖ-Klubobfrau



**Ich gratuliere den Mitarbeiterinnen
und Mitarbeitern zum 30-jährigen
Bestehen der Zeitschrift DAVID und
wünsche allen Leserinnen und
Lesern und unserer Partnerstadt
Nazareth Illit
ein friedvolles Pessach-Fest.**

Dr. Maria-Luise Mathiaschitz
Bürgermeisterin der
Landeshauptstadt Klagenfurt

MENSCH SEIN IST VON ALLEM DIE HAUPTSACHE

Zum hundertsten Todestag. Bis heute zählt Rosa Luxemburg (1871 - 1919) zu den wichtigsten Persönlichkeiten der europäischen Arbeiterbewegung und des Antimilitarismus. Sie gilt als Symbolfigur der Freiheit und Gleichheit. Ihr Spruch „Freiheit ist immer nur Freiheit des Andersdenkenden“ wurde und wird gerne zitiert. Doch Rosa Luxemburg musste den Kampf um politische Gerechtigkeit mit ihrem Leben bezahlen.

Zamość und Warschau

Rozalia Luxemburg wurde am 5. März 1871 in der polnischen Provinzstadt Zamość (damals: Kongresspolen, das unter russischer Herrschaft stand) als letztes von fünf Kindern geboren. Ihre Eltern Line (geborene Löwenstein) und Eliasz stammten aus gebildeten gutbürgerlichen Häusern. Der Vater war als Holzhändler erfolgreich und besass am Marktplatz ein stattliches Wohnhaus. „Rosa, das Nesthäkchen, verliess dieses »Klein-Paris«, wie der jiddische Schriftsteller Isaac Leib Peretz die Stadt Zamość in seinen Memoiren humorvoll apostrophierte, noch im Kindesalter. Schon 1873 übersiedelten die Eltern in eine Mietwohnung der Landeshauptstadt Warschau.“¹ Ein Jahr später wurde ein Hüftleiden der Tochter irrtümlicherweise als Tuberkulose diagnostiziert. Aufgrund einer falschen medizinischen Behandlung blieb die Hüfte deformiert, so dass Rosa fortan leicht hinkte. Während einer einjährigen Bettruhe, die vom Arzt verordnet wurde, brachte sich das Mädchen autodidaktisch Lesen und Schreiben bei. Auf dem Gymnasium erhielt Rosa eine umfassende humanistische Bildung, und sie lernte zahlreiche Sprachen. Bei einem Fortbildungskreis kam sie mit der verbotenen marxistischen Gruppe *Proletariat*, die 1882 gegründet worden war, in Kontakt. Noch als Gymnasiastin trat sie der Bewegung bei und las nun zum ersten Mal die Schriften von Karl Marx, die illegal nach Polen gelangten. Obwohl Rosa 1888 die Matura mit Auszeichnung

bestand, verweigerte ihr die Schulleitung die ihr zustehende Goldmedaille aufgrund ihrer oppositionellen Haltung gegenüber den Behörden. Als die zaristische Polizei Rosas Mitgliedschaft im *Proletariat* entdeckte, floh sie in die Schweiz.

Aufbau der SDKP

Ab dem Februar 1889 lebte Rosa Luxemburg in Zürich, wo sie an der dortigen Universität zu studieren begann. Nach einigem Wechseln der Studienrichtungen belegte sie die Fächer Philosophie, Mathematik, allgemeines Staatsrecht und Versicherungsrecht sowie Staatswissenschaften. Gemeinsam mit dem jungen Marxisten Leo Jogiches (1867 - 1919), der zeitweise ihr Lebensgefährte war, und mit ehemaligen Mitgliedern der Gruppe *Proletariat*, gründete Rosa Luxemburg im August 1893 die Partei „Sozialdemokratie des Königreichs Polen“ (SDKP), die sich als Nachfolgebewegung des *Proletariats* sah und eine Zusammenarbeit mit den russischen Sozialdemokraten forcierte. Um die Arbeiter in Deutschland für die Ideen der SDKP zu gewinnen, zog Rosa Luxemburg 1897 nach Berlin. Schnell wurde sie führendes Mitglied der SPD, als Kopf des linken revolutionären Flügels. Darüber hinaus konnte sie 1897 in Zürich zum Thema „Die industrielle Entwicklung Polens“ promovieren.

Auf Seiten der Regierenden machte sie immer wieder Feinde: 1904 musste sie wegen „Majestätsbeleidigung“ für mehrere Monate ins Gefängnis. Als 1905 die erste *Russische Revolution* ausbrach, reiste Rosa Luxemburg nach Warschau, in der Hoffnung, die Revolution mit vorantreiben zu können. Da sie verbotenerweise Versammlungen abhielt und Zeitungen veröffentlichte, wurde sie am 4. Januar 1906 verhaftet und unter unzumutbaren Haftbedingungen festgehalten. Sie erkrankte an Gelbsucht, die nicht behandelt wurde, und konnte erst im August mit Hilfe eines ärztlichen Attests wieder entlassen werden. Im Oktober 1907 nahm Rosa Luxemburg die Tätigkeit als Dozentin an der SPD-Parteischule auf.

Innerhalb der SPD kam es zu immer grösseren Konflikten, so dass sich die Partei in Anhänger dreier Richtungen einteilte: die Reformisten, das sogenannte Marxistische Zentrum und die Revolutionäre. Ab 1911 profilierte sich Rosa Luxemburg als populärste Theoretikerin und Wortführerin des linken Flügels. Sie wandte sich energisch gegen die beginnende Hochrüstung für den Ersten Weltkrieg sowie gegen Nationalismus und Militarismus. Als Reaktion auf den Balkankrieg organisierte Rosa Luxemburg Demonstrationen gegen den Krieg. In zwei Reden in Frankfurt am Main (25. und 26. September 1913) rief sie zum Kampf gegen die Kriegsgefahr auf und forderte die Arbeiter auf, im Falle eines kommenden Krieges nicht auf ihre Klassenbrüder in Frankreich und in anderen Ländern zu



Rosa Luxemburg

(Quelle: Rosa Luxemburg: Briefe aus dem Gefängnis. Herausgegeben vom Exekutivkomitee der Kommunistischen Jugendinternationale. Berlin: Verlag der Jugend-Internationale 1920)

schliessen. Aufgrund dieser zwei Ansprachen in Frankfurt am Main wurde von der 2. Strafkammer des Landgerichts Frankfurt am Main am 20. Februar 1914 ein Prozess gegen sie geführt, bei dem sie zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Bereits in der Gefangenschaft gründete sie gemeinsam mit Karl Liebknecht (1871 - 1919) die *Gruppe Internationale*, aus welcher der *Spartakusbund* hervorging. In ihren Schriften unterstützte sie die *Oktoberrevolution*, zeigte sich aber kritisch gegenüber Lenin und den Bolschewiki. „In ihrem – erst nach ihrem Tod publizierten – Werk *Anmerkungen zur Russischen Revolution* standen Sätze, die den Leninismus attackierten: »Ohne Wahlen,

LEVI STRAUSS (1829-1903) DER ERFINDER DER JEANS

Jeans! Levis Strauss wurde durch seine Jeans unsterblich - obwohl er das Wort selbst nie benutzte. Kein anderer Geschäftsmann verkörpert so sehr den amerikanischen Traum wie Levi Strauss. Er schaffte es vom Hausierer zum Multimillionär. Nicht, weil er selbst etwas Grossartiges erfunden hätte, sondern weil er durch beständige Arbeit zur richtigen Zeit mit den richtigen Menschen mutige Entscheidungen traf.

Löb Strauss wurde 1829 im bayerischen Buttenheim bei Bamberg als jüngster Sohn von Hirsch und Rebecca Haas Strauss geboren. Rebecca war die zweite Frau von Hirsch Strauss. Löb hatte bereits drei ältere Halbbrüder und drei ältere Schwestern. In Buttenheim, zwischen Nürnberg und Bamberg gelegen, hatten sich bereits im 15. Jahrhundert jüdische Familien niedergelassen. Ihre Blüte erlebte die jüdische Gemeinde in den 1820er Jahren, als fast 20 Prozent der 800 Einwohner des Ortes jüdisch waren. Löb wuchs als Mitglied in einer vitalen jüdischen Gemeinde auf: Es gab eine Synagoge, eine Religionsschule, ein rituelles Bad und auch einen jüdischen Friedhof.

Die neunköpfige Familie lebte vom Handel. Löbs Vater war Hausierer für Tuch- und Kurzwaren. Er zog von Ort zu Ort, von Gehöft zu Gehöft und versorgte die ländliche Bevölkerung mit den Waren des täglichen Bedarfs. Als er 1846 an Tuberkulose starb, stand die Familie vor dem Nichts. So wanderte Rebecca Strauss mit Löb und zwei seiner Schwestern im Jahr 1847 in die USA aus. Sie folgten damit den beiden älteren Stiefsöhnen Jonas und Louis, die schon zwei Jahre früher nach New York gegangen waren und sich dort ebenfalls als Hausierer durchschlugen. Doch 1848 konnten die Brüder ein kleines Geschäft am *Hebrew Market* in der *Lower Eastside* eröffnen und Löb, der seinen Namen bald in Levi änderte, half zunächst seinen Brüdern in deren New Yorker Firma. Levi zog durch die Umgebung von New York und verkaufte als Hau-

sierer die Waren seiner Brüder. Seine Schwester Fanny und ihren Mann David Stern verschlug der *Goldrausch* 1850 nach San Francisco, wo sie ebenfalls ein kleines Geschäft eröffneten. Levi beschloss, seiner Schwester zu folgen. 1853 gründete er zusammen mit ihr, seinem Schwager und seinem New Yorker Bruder die Firma „Levi Strauss & Company“.

San Francisco war zu jener Zeit eine gefährliches Pflaster: 1853 gab es bei einer Gesamtbevölkerung von 70.000 Personen zumindest 1.200 Morde. Weitere 2.400 Menschen, die in diesem Jahr dort ankamen, verschwanden spurlos. Im

Hafen lagen mehr als 1.000 Geisterschiffe vor Anker – die Besatzungen hatten die Schiffe verlassen und folgten dem Ruf des Goldes.

San Francisco wuchs und in der Umgebung wurden allorts *Boom-Towns* aus dem Boden gestampft. Mit den Goldgräbern konnte man gute Geschäfte machen: eine Decke, die in New York 5 Dollar kostete, konnte man zu dieser Zeit in San Francisco für 40 Dollar verkaufen! Levi Strauss brachte die Waren seiner Brüder aus New York nach San Francisco und verkaufte sie dort gewinnbringend. Es waren Produkte des täglichen Lebens, unspektakuläre Sachen wie Kurzwaren, Stoffe, Zahnbürsten, Knöpfe, Hosenträger, Stoffballen, Zeltplanen und Nähzeug. Levi blieb beruflich in der Tradition seines Vaters, adaptierte aber das Warenangebot an die Bedürfnisse seiner Kundschaft. Doch schon damals begann er auch für wohltätige Zwecke zu spenden. So unterstützte er zeitweilig katholische und jüdische Waisenhäuser in San Francisco mit immer höheren Beträgen.

Was die Goldgräber am meisten brauchten, war strapazierfähige Arbeitskleidung. Ursprünglich verkaufte Levi Strauss sogenannte *Duck Pants* aus Segeltuch. Doch diese Hosen waren für die Goldgräber nicht gut genug. Anfang der 1870er Jahre hatte dann der aus Litauen stammende jüdische Schneider Jacob Youphes (1834-1908), der sich in den USA Davis nannte, eine bahnbrechende Idee. Er lebte in Reno, Nevada und Levi Strauss lieferte ihm Stoffe. Davis kam auf die Idee, die *Duck Pants* an den Gesäss- und Hostentaschen mit Nieten zu verstärken, so wie er es bereits für Zeltplanen getan hatte. Unter Holzfällern, Cowboys und Handwerkern wurden die Hosen populär, da sie länger hielten. Nach 18 Monaten hatte er 200 Paar Hosen verkauft und die Konkurrenz begann auf seine Hosen aufmerksam zu werden. Da er sich die Patent-





Ein freudiges Pessach-Fest 5779 wünscht Ihnen die Reformierte Stadtkirche

In Freiheit und Selbstbestimmung leben. Ein Traum, der uns Menschen verbindet. Verantwortlich vor G'tt, wie es seine Zusage an sein Volk im zweiten Buch Mose 6 nennt.

„Ich bin der Herr und will euch ausführen von euren Lasten in Ägypten und will euch erretten von eurem Frönen und will euch erlösen durch ausgestreckten Arm.“

Pessach gibt uns allen die Gelegenheit, sich daran dankbar zu erinnern und wachsam zu bleiben gegenüber allen Veränderungen und Entwicklungen.

Mögen Ihre Sederschüsseln zu Pessach gefüllt sein mit Mazzabrotten. Dazu das Gemisch aus Äpfeln, Zimt und Nüssen am Tisch. Süßer Wein, Sinnbild für den Mörtel, und Salzwasser als Symbol für die vielen vergossenen Tränen, für das Leiden unter der Tyrannei. Bitterkraut, der geröstete Lammknochen und ein Ei runden Ihr Sedermahl ab. Symbole Ihrer Befreiung.

Ihnen allen wünschen die Evangelisch-Reformierten ein friedvolles und ruhiges Pessach-Fest im Kreise Ihrer Familien und Freundinnen und Freunden.

„Chag sameach“

Harald Kluge

Pfarrer in der Reformierten Stadtkirche in der Dorotheergasse, Wien 1



Liebe Leserinnen und Leser!

Mit der aktuellen Ausgabe der Kulturzeitschrift DAVID wird uns wieder das grosse jüdische Familienfest Pessach bewusst gemacht. Wird doch im Besonderen der Leidensgeschichte des jüdischen Volkes gedacht. Gerade in der heutigen Zeit, in der Rassismus und Antisemitismus wieder stärker spürbar werden, ist jede Stimme, die zu Aufklärung, Verstehen und Verständnis beiträgt, unverzichtbar. Wieder einmal stehen wir vor einer EU-Wahl, bei der es darum geht, die Grundidee Europas – Frieden, Demokratie und Toleranz – den Menschen bewusst zu machen. Ein Anliegen, das die jüdische Kulturzeitschrift DAVID in besonderem Masse fördert.

Im Jahr 1989 konnten wir die erste Ausgabe der Kulturzeitschrift DAVID in den Händen halten. In ihrer mittlerweile 30-jährigen Geschichte, hat sie sich kontinuierlich dem respektvollen Umgang miteinander, dem gegenseitigen Verständnis und dem Kulturaustausch gewidmet. Von Anfang an hat es sich die Redaktion des DAVID zur Aufgabe gemacht, sich mit dem christlich-jüdischen Dialog und dem Kulturaustausch in Österreich und im deutschsprachigen Raum auseinanderzusetzen. Gratulation, das ist der Zeitschrift DAVID in allen diesen Jahren ausgezeichnet gelungen. DAVID leistet mit seinen Berichten einen besonders wertvollen Beitrag zu gegenseitigem Verständnis, mehr Toleranz und Akzeptanz.

Im Namen des Österreichischen Seniorenbundes wünsche ich allen Leserinnen und Lesern der Zeitschrift DAVID und den Mitgliedern der jüdischen Gemeinden in Österreich ein friedvolles Pessach-Fest.

LAbg. Ingrid Korosec

Präsidentin des Österreichischen Seniorenbundes





Herzlichen Glückwunsch zum 30-Jahr-Jubiläum!

Auch das Jahr 2019 steht im Zeichen wichtiger Jahrestage. Europa steht im Herbst im Zeichen des Gedenkens daran, dass vor 30 Jahren der Eiserne Vorhang gefallen ist und damit die gewaltsame Dreiteilung unseres Kontinents überwunden werden konnte. Auch die Kulturzeitschrift DAVID hat Grund zum Feiern: Sie gibt es mittlerweile seit drei Jahrzehnten.

Seit ihrer Gründung bemüht sie sich um den Dialog zwischen Kultur- und Religionsgemeinschaften. Mit zahlreichen Beiträgen zur jüdischen Geschichte fördert sie das gegenseitige Verständnis und den Kulturaustausch, sodass aus einem Nebeneinander ein Miteinander werden kann. Dafür möchte ich Ihnen ganz herzlich Danke sagen! Kultur gehört zu dem, was unsere Gesellschaft zusammen hält. Kultur ist aber auch Vielfalt und gegenseitige Bereicherung.

DAVID stellt sich in den Dienst der Aufgabe, das Judentum, seine Religiosität und Kultur, seine Sitten und Gebräuche verstärkt nach Aussen darzustellen, damit es möglichst viele Menschen als lebendigen Teil unserer Gesellschaft wahrnehmen können. Denn wir wissen, dass unsere Volkskultur und die jüdische Kultur in der Geschichte immer verbunden waren und es auch heute noch sind. Die jüdische Kultur hat dazu beigetragen, dass unsere Kulturlandschaft noch bunter wird. Ich danke der Kulturzeitschrift DAVID für drei Jahrzehnte dieser wertvollen Publikationstätigkeit. Für die kommenden Jahre wünsche ich weiterhin viel Erfolg.

Ihr

Mag. Thomas Stelzer
Landeshauptmann von Oberösterreich

Ihr Jüdisches Berufliches Bildungszentrum wünscht
PESSACH SAMEACH!



JBBZ
Jüdisches Berufliches Bildungszentrum

Ihre Partner für Berufsbildung
und Arbeitsmarktintegration
wünschen Ihnen herzlichst
ein koscheres und fröhliches
Pessachfest.

Anmeldung und Information
01 / 33 106 - 500
boi@jbbz.at

Jüdisches Berufliches Bildungszentrum (JBBZ)
Adalbert-Stifter-Straße 18, 1200 Wien
www.jbbz.at

Arbeitsmarktservice
Wien



Liebe Leserinnen und Leser,

Ich freue mich sehr Sie in dieser besonderen Ausgabe begrüßen zu dürfen. Vor nunmehr dreissig Jahren, im April 1989, erschien die erste Ausgabe der Kulturzeitschrift DAVID. Zu diesem Jubiläum möchte ich auch persönlich gratulieren.

Mit dem DAVID hat jüdische Kultur in Österreich nach langer Zeit eine Stimme gefunden. So sehr die Zeitschrift sich einerseits der essentiellen Aufgabe widmet, die Kultur und Geschichte, die uns durch die Shoah genommen wurden, in unserer Erinnerung zu halten, es wird nicht nur in die Vergangenheit geblickt. Moderne jüdische Kultur, Kunst, Gedanken, Persönlichkeiten und Ereignisse unserer Lebenswelt bilden einen genauso wichtigen Aspekt der Arbeit des DAVID. Es ist diese facettenreiche Gestaltung mit Bedacht und Niveau, die den DAVID zu einem wichtigen Element unserer Gemeinde gemacht hat. Und es wäre nicht der DAVID, wenn er seinen Leserinnen und Lesern nicht auch in einer Jubiläumsausgabe interessante Inhalte bieten würde, die über einen Rückblick der eigenen Geschichte weit hinaus reichen. Zu den besonders bedeutenden Persönlichkeiten, die in diesem Heft thematisiert werden, gehört zum Beispiel der Schriftsteller Gotthold Ephraim Lessing (geb. 1729) und dessen Einfluss auf die Emanzipation der Juden. Zu ihrem 100. Todestag (15. Jänner 1919, Berlin) widmet sich ein Artikel der Revolutionärin, Philosophin und Ökonomin Rosa Luxemburg (geb. 5. März 1871, Zamość) und ihrer Ermordung nach der Niederschlagung des so genannten Spartakusaufstands. Ein Begriff ist uns allen und den meisten Menschen überhaupt auch Levi Strauss (geboren am 26. Februar 1829 als Löb Strauss in Buttenheim/Oberfranken, gestorben am 26. September 1902 in San Francisco) mit seinen Jeans. Sein 190. Geburtstag bietet Anlass für einen Beitrag Pessach ist die Zeit, um über den Auszug der versklavten JüdInnen aus Ägypten und die Bedeutung dieser Ereignisse für das jüdische Volk nachzudenken. Pessach ist aber auch eine Zeit, in der wir uns mit den späteren einschneidenden, befreienden und emanzipierenden Ereignissen in unserer Geschichte befassen sollten. Sie finden in diesem Heft einige Anregungen dazu.

Ich darf Ihnen allen ein gesegnetes und koscheres Pessachfest wünschen,

Ihr Oskar Deutsch
Präsident

ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE WIEN



© David Bohmann



StRin Mag^a. Veronica Kaup-Hasler

© Christian Jobst



Bgm. Dr. Michael Ludwig

© Lukas Beck



VBGMin. Mag^a. Maria Vassilakou

© David Bohmann



StR KommR Peter Hanke

*Wir wünschen allen jüdischen
Bürgern und Bürgerinnen
in unserem Lande und
allen Lesern des DAVID
ein schönes Pessachfest.*

© David Bohmann



StRin Kathrin Gaal

© David Bohmann



StR Mag. Jürgen Czernohorszky

© David Bohmann



StRin Mag^a. Ulli Sima



© David Bohmann

StR Peter Hacker



Sehr geehrte Leserinnen und Leser des DAVID,

das Pessach-Fest erinnert an den Auszug aus Ägypten und die Befreiung der Israeliten aus der Sklaverei. Frei zu sein und in Freiheit zu leben, ist das höchste Gut, das wir Menschen erreichen wollen. Dieses sicherzustellen, ist eine zentrale Aufgabe der Justiz. Heutzutage sehen wir es innerhalb der Europäischen Union als Selbstverständlichkeit an, dass niemand mehr unter Sklaverei und Tyrannei leidet. Ein Blick in die Vergangenheit zeigt uns jedoch, wie schnell Recht und Gerechtigkeit verloren gehen können. Die österreichische Justiz hat sich im Laufe der Zeit

entwickelt, das Gedenkjahr 2018 bietet uns eine wichtige Gelegenheit, um uns mit der Rolle der Justiz auseinanderzusetzen.

Heute ist die österreichische Justiz ein Garant für Rechtsstaatlichkeit und ein Grundpfeiler unserer Demokratie. Sie wahrt den Rechtsfrieden und schafft Rechtssicherheit. Das war in der Vergangenheit aber nicht immer so. Es gab Zeiten, in denen das Gerichtswesen unverzeihliche Verbrechen beging oder sie nicht ahndete. Insbesondere der Nationalsozialismus hinterliess unverzeihbares Leid und das Vertrauen in die Justiz schwand. Die abscheulichen Taten, die damit verbunden waren, verdeutlichen die Wichtigkeit der unabhängigen Justiz. Heute gibt es für Willkür und politische Einflussnahme keinen Platz. Das Prinzip der Rechtsstaatlichkeit ist ein grundlegendes Prinzip der österreichischen Verfassung. Anstelle von Ideologie, Willkür oder Gewalt ist das Gesetz als verbindliche Kraft des Rechts festgelegt. An diesem Prinzip müssen wir für alle Zeiten festhalten. Mit einem Blick ins Ausland sehen wir, dass unsere Grundprinzipien keine Selbstverständlichkeit sind, sondern ein hart erkämpftes Gut. Auch in Zukunft brauchen wir ein starkes Bekenntnis zur Demokratie und dem österreichischen Rechtsstaat, daran ist nicht zu rütteln.

Leider können wir unsere Fehler der Vergangenheit nicht rückgängig machen, aber wir können aus dem Fehlverhalten lernen, damit wir in der Gegenwart und Zukunft entschlossen dagegen auftreten. „Niemals vergessen“ – das sehe ich als Auftrag. Ich garantiere Ihnen, dass ich mit voller Kraft weiterhin die Unabhängigkeit der Justiz sicherstellen werde. Denn es ist unsere Verantwortung, das wirklich Wichtige nicht aus den Augen zu verlieren und weiterhin die Freiheit des einzelnen sicherzustellen.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen ein frohes und friedvolles Pessach-Fest!

Bundesminister Dr. Josef Moser

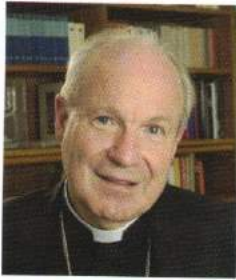
Bundesministerium für Verfassung, Reformen, Deregulierung und Justiz



Ich wünsche allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern, allen Leserinnen und Lesern des DAVID und ihren Familien ein friedvolles und schönes Pessach-Fest.

Hans Peter Doskozil

Landeshauptmann von Burgenland



Pessach ist das Fest der Befreiung des Volkes G'ttes aus Knechtschaft und Sklaverei. Die Nacherzählung (Haggada) des im 2. Buch Mose geschilderten Geschehens verbindet jede neue jüdische Generation mit dieser grundlegenden Erfahrung des jüdischen Volkes auf seinem Glaubensweg. Für die Christen ist Pessach heute – da sie gelernt haben, dass der Bund Israels mit G'tt nicht gekündigt ist – eine Einladung, diesen Glaubensweg der „älteren Brüder und Schwestern“ mit Sympathie und Anteilnahme zu betrachten. Mit besonderer Herzlichkeit gratulieren die Christen daher den jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern zu diesem hohen Fest, das eines der wichtigsten im Judentum ist.

Pessach ist – mehr noch als andere jüdische Feste – ein Familienfest, mit dem sich jüdische Menschen in die Ursprungstraditionen ihres Volkes stellen, diese erinnern und neu für sich bekräftigen. Alle sollen sich fühlen, als wären sie selbst aus Ägypten ausgezogen und erzählen jetzt ihren Kindern davon. Diese Erinnerung soll die Identität und den Zusammenhalt des

jüdischen Volkes bewahren, auch in der Diaspora und in den dunklen Zeiten der Verfolgung. Es ist ein bewegendes Erlebnis, den Seder-Abend in einer jüdischen Familie mitzuerleben und dem Psalmengesang zu lauschen, mit dem G'tt verherrlicht wird, weil er die Israeliten aus der Knechtschaft befreit hat. In bewegenden Schritten lädt der Seder-Abend zur Besinnung auf das Heilshandeln G'ttes ein.

Wie anderen jüdischen Festen wohnt auch Pessach eine universale Bedeutung inne, die über das jüdische Volk hinausgeht. Der Bericht über den Auszug aus dem Sklavenhaus, Exodus, war und ist auch für viele andere unterdrückte Menschen ein Impuls, ebenso wie einst die Israeliten ihre Hoffnung auf das machtvolle und fürsorgliche Handeln G'ttes zu setzen. In der Betrachtung des Seder-Abends und seines Ablaufs wird darüberhinaus jedem aufmerksamen Christen deutlich, wie sehr sein eigener Glaube und Glaubensvollzug nur von den jüdischen Wurzeln her verständlich ist.

Diese Einsicht im Volk zu vertiefen und noch stärker zu verankern, schulden die Kirchen den jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern. Denn dann wird der respektvolle Dialog und das Miteinander im Einsatz für mehr Menschlichkeit zur Selbstverständlichkeit.

Es ist mir ein besonderes Anliegen, zu Pessach der Zeitschrift DAVID für ihren grossartigen Beitrag zum Dialog von jüdischer Seite zu danken. In dieser Zeitschrift, die heuer ihr 30-Jahr-Jubiläum begeht, spiegeln sich lebendig und anziehend Geschichte und Gegenwart des jüdischen Lebens in unserem Land.

Christoph Kardinal Schönborn

+ Christoph Kard. Schönborn



Dr. Günther Sidl
EU-Spitzenkandidat
für Niederösterreich

Vorzugsstimme für



Bei der Europawahl am 26. Mai 2019



ZUSAMMENHALT

STATT SPALTUNG



Europa braucht eure Antwort.

www.spoe.at



Sehr geehrte Leserinnen und Leser der Kulturzeitschrift DAVID!

In wenigen Wochen sind rund 380 Millionen BürgerInnen der Europäischen Union aufgerufen, ihre VertreterInnen im Europäischen Parlament zu wählen.

Diese Wahlauseinandersetzung wird vor dem Hintergrund erstarkender rechter Parteien in vielen Ländern Europas geführt.

Das Ziel der Protagonisten dieser Parteien ist nicht nur die Rückbesinnung auf Abschottung und nationale Interessen. In der Verwendung ihrer Sprache, den Anliegen, die sie formulieren und den Feindbildern, die sie schaffen zeigt sich deutlich, dass sie die Spaltung der Gesellschaft im

Sinn haben. Ihr Rassismus und Antisemitismus finden nicht zuletzt in den Sozialen Netzen enorme Verbreitung.

Wenn der aktuelle Antisemitismusbericht der EU-Agentur für Grundrechte, aufzeigt, dass Vandalismus, Beleidigungen, Drohungen und sogar Gewaltverbrechen ein sorgenfreies jüdisches Leben in der EU immer schwieriger machen, so ist das hochgradig besorgniserregend. Dass 89 Prozent der befragten Jüdinnen und Juden angeben, der Judenhass habe zugenommen, ist inakzeptabel.

Tatsache ist: Antisemitismus hat viele Gesichter. Wir sind als Gesellschaft aufgefordert, der schleichenden „Normalisierung des Antisemitismus“, wie es die StudienautorInnen formuliert haben, entschieden entgegenzutreten – auch bei dieser Wahl. Wir müssen gemeinsam jene Kräfte stärken, die für eine solidarische, friedliche und tolerante Gemeinschaft stehen.

Ihre

Doris Bures

Zweite Präsidentin des Nationalrates



REPUBLIK ÖSTERREICH
Nationalrat
Die Zweite Präsidentin

© Astrid Knie



Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Redaktion!

Liebe Leserinnen und Leser der Kulturzeitschrift DAVID!

In der Nacht zum 20. April beginnt heuer das jüdische Pessach-Fest, eines der wichtigsten jüdischen Feste überhaupt. Mit den Festlichkeiten wird an den Auszug der Israeliten aus Ägypten und die Flucht vor Unterdrückung und Sklaverei gedacht. Pessach ist ein Fest der Familie und vor allem ein Fest der Freiheit – der Freiheit des Einzelnen genauso wie der Freiheit des jüdischen Volkes. Pessach ist aber auch ein Fest der Besinnung auf den Wert des verantwortungsvollen Umgangs miteinander und die Bedeutung des Zusammenhalts.

Zusammenhalt und Miteinander sind keine Selbstverständlichkeiten. Ganz im Gegenteil: Sie müssen jeden Tag aufs Neue erkämpft und gestärkt werden. Denn wir erleben, wie Rechtspopulisten und Nationalisten versuchen, mit Hass und Hetze die Gesellschaft zu spalten und Menschen gegeneinander auszuspielen. Für uns Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten steht fest: Hass und Hetze, Rassismus und Antisemitismus dürfen keinen Platz in unserer Gesellschaft haben. Es ist unsere Aufgabe, Rassismus und Antisemitismus entschlossen entgegenzutreten und uns für den Zusammenhalt und ein friedvolles Miteinander stark zu machen.

Die jüdische Kulturzeitschrift DAVID feiert heuer ihr 30-jähriges Jubiläum, zu dem ich ganz herzlich gratuliere. In all diesen Jahren hat DAVID ungemein Wertvolles zur Pflege des Dialogs beigetragen – und damit viel für den so wichtigen Zusammenhalt in unserer Gesellschaft geleistet. Ich wünsche DAVID alles Gute zum Jubiläum und freue mich auf viele weitere Ausgaben.

Ich wünsche Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, ein frohes Pessach-Fest und eine interessante Lektüre!

Pamela Rendi-Wagner

Bundespartei-vorsitzende der SPÖ



WIEN MOMENTE

Freizeit in Wien – so vielseitig wie Sie

Wien ist eine sehr lebendige Stadt mit einem vielfältigen Freizeitangebot – da bleibt keine Zeit für Langeweile. Egal ob Sie Lust auf Sport haben, kulturell interessiert sind oder einfach eine entspannte Zeit verbringen möchten: In Wien gibt es das ganze Jahr über interessante Veranstaltungen und immer viel zu erleben. Dank zahlreicher kostengünstiger und kostenloser Angebote bekommt man in Wien auch für wenig Geld sehr viel Freizeitvergnügen.

Mehr Infos auf:
www.freizeit.wien.gv.at und www.kultur.wien.gv.at

Stadt  Wien



Alfred Gerstl ist Politikwissenschaftler mit Schwerpunkt Internationale Beziehungen. Er ist Forscher an der Palacký-Universität in Olomouc (Tschechische Republik) und Lehrbeauftragter an der Universität Wien. Derzeit unterstützt er unser Team als freier Mitarbeiter der Zeitschrift DAVID.

„Seit seinem Erscheinen im Jahr 1989 zählt DAVID aufgrund seiner weltoffenen Blattlinie zu meiner regelmässigen Lektüre. 1993 lernte ich Chefredakteur Ilan Beresin kennen, und rasch ergab sich aufgrund der gegenseitigen Sympathie und Weltanschauung eine enge Zusammenarbeit. Ich verfasste regelmässig Beiträge zur Geschichte des Judentums in Österreich, später auch in Ostasien, sowie zu kulturellen Themen und interviewte zahlreiche Politiker und Diplomaten. Mehrere Jahre lang gehörte ich zudem dem Redaktionsteam an und zeichnete (mit)verantwortlich für das Lektorat. DAVID ist und bleibt mit seinem Fokus auf Geschichte, Kultur und Politik eine wichtige Stimme innerhalb der so vielfältigen jüdischen Gemeinde – und weit darüber hinaus.“



Christoph Tepperberg ist Historiker und Archivar, Mitglied des Instituts für österreichische Geschichtsforschung und der Commission Austrichienne d'Histoire Militaire. Er ist als ehemaliger Direktor des Kriegsarchivs in Wien im Ruhestand.

„Mein Vater stammte aus der Bukowina. Er weckte in mir das Interesse an der Multiethnizität der Donaumonarchie, insbesondere auch am Judentum. Am Beginn meiner Laufbahn stand die Mitarbeit am Forschungsprojekt Germania Judaica der Hebrew University Jerusalem. Vor 30 Jahren wurde ich freier Mitarbeiter des DAVID und gehöre seit 2017 zum Redaktionsteam dieser Zeitschrift. Es macht mir Freude, Beiträge über die kulturellen Leistungen des Judentums zu verfassen und zu redigieren.“



Marianne Enigl war ab 1978 Redaktionsmitglied der österreichischen Tageszeitung Die Presse und dann mehr als drei Jahrzehnte im Nachrichtenmagazin profil. Ihr Schwerpunkt liegt auf der Zeitgeschichte. Ihre jüngste Buchveröffentlichung ist Baldermann: Wien 1903 - Berlin-Plötzensee 1943. Eine Arbeitergeschichte aus dem Roten Wien, Mandelbaum Verlag 2017. Marianne Enigl ist freie Mitarbeiterin der jüdischen Kulturzeitschrift DAVID.

„Der DAVID wirkt wie aus der Zeit gefallen. Das macht ihn besonders – und deshalb schreibe ich für ihn.“

Das DAVID-Team wird ergänzt durch **Emine Mermer-tas**, die die Buchhaltung besorgt.



Eva Beresin

„Ich bewundere meinen Schwager Ilan Beresin für seinen seit 30 Jahren nicht nachlassenden Enthusiasmus für den DAVID. Ich unterstütze immer wieder gerne sein grossartiges Team, das für die hohe Qualität dieser Zeitung sorgt.“

DIE JÜDISCHE KULTUR FEIERT IHR 30-JÄH- RIGES BESTEHEN

Liebe Leser,
liebe Freunde
und Förderer!

Zum Geburtstag haben wir DAVID ein verjüngtes, elegantes Erscheinungsbild geschenkt, und wir freuen uns, wenn es Ihnen so gut gefällt wie uns. 1989 wurde die jüdische Kulturzeitschrift DAVID begründet. Seither bereichert sie mit ihrem breit gestreuten Angebot an jüdischen Themen die publizistische Landschaft in den deutschsprachigen Ländern. Vor allem wird der früheren deutschsprachigen jüdischen Gemeinden, ihres Lebens, ihrer Synagogen und ihrer jüdischen Friedhöfe sowohl in der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie als auch in deren Nachfolgestaaten gedacht. Der DAVID-Internet-Auftritt wird weltweit rezipiert, und laufend treffen Nachrichten aus allen Gegenden der Welt ein, die über die Schicksale österreichischer Juden ebenso berichten wie spannende Einblicke in jüdisches Leben weit entfernter Länder bieten. Der Zeitschrift ist es ein grosses Anliegen, den christlich-jüdischen Dialog mit allen christlichen Religionsgemeinschaften zu führen und über die Grenzen der Religionen hinweg das Verständnis für die Vielfalt kultureller Leistungen zu unterstützen.



„Der DAVID ist mein Kind“

Unser Chefredakteur **Regierungsrat Ilan Beresin**, der spiritus rector und die gute Seele des DAVID, ist für die Gesamtkonzeption, Redaktion, Werbung und Administration verantwortlich – Tätigkeiten, ohne die unsere Zeitung nicht erscheinen könnte. Im Jahr 1989 haben Ilan Beresin und Pierre Genée nicht nur den jüdischen Kulturverein DAVID gegründet, sondern auch die gleichnamige Vierteljahreszeitschrift konzipiert und ins Leben gerufen. Seit der ersten Ausgabe steht Beresin ihr ehrenamtlich als höchst ambitionierter und umsichtiger Chefredakteur vor. Davor, von 1984 bis 1989, war Ilan Beresin Chefredakteur des Mediums „Zentrum“, der Zeitschrift der Allgemeinen Zionisten in Österreich. Er hat sein publizistisches Engagement immer der Sache wegen und ehrenamtlich verfolgt, zusätzlich zu seinen mit ebenso grossem Einsatz geführten Tätigkeiten im Bundesministerium für Landesverteidigung, in dem er bereits ab 1981 und bis zu seiner Pensionierung als Referatsleiter amtierte.



Turgut Mermertas ist seit 1996 bei der Zeitschrift tätig, angefangen hat der Aufgabenbereich mit dem Abtippen von maschinengeschriebenen Texten. Im Laufe der Jahre hat sich der Tätigkeitsbereich immer mehr entwickelt, so dass dieser nun auch die Koordination und Produktion des Heftes umfasst.

„Für mich ist DAVID mein 1. Baby. Obwohl ich im Laufe meiner Karriere viele Projekte entwickelt habe, bin ich nur der Zeitschrift treu geblieben. Bei DAVID haben wir eine ganz eigene familiäre Struktur, daher wird sie immer vorgezogen und sie ist immer mit uns dabei, selbst abends oder im Urlaub. Jetzt feiern wir die 120. Ausgabe und ich bin dankbar, dass die Zeitschrift für meine persönliche Entwicklung seit über zwei Jahrzehnten kulturell viel beigetragen hat.“

DAS STEINERNE PRAG

Tausend Jahre ist es her, dass sich hier, in der gerade gegründeten Stadt, Juden ansiedelten: zuerst um den heutigen Kleinseitner Malteser-Platz, dann in der Gegend der nunmehrigen Neustädter Charvatova Gasse, und schliesslich, zu Beginn des zwölften Jahrhunderts, längs des Moldaubogens in der Josefstadt.

In der Prager Innenstadt legt die jahrhundertelange jüdische Präsenz mit der gotischen *Altneuschul*, der *Pinkas-Synagoge* im Renaissancestil, der barocken *Klaus-Synagoge* und der historischen *Spanischen Schul* im maurischen Stil der synagogalen Baukunst ein weltweit einzigartiges Zeugnis ab. Erhöht wird das ganze Ensemble noch durch den alten jüdischen Friedhof mit seinen 12.000 schräg, einer Keilschrift gleich, aus dem Boden ragenden Grabsteinen. Sie sprechen von den Menschen, die einst hier lebten: Gelehrte und Rabbiner wie der 1439 bestattete Avidgor Kara, oder Jehuda ben Bezalel Löw (gest. 1609), besser bekannt als *Rabbi Löw*, der Gesprächspartner des Habsburgerkaisers Rudolf II. und angebliche Schöpfer der sagenumwobenen *Golem*-Gestalt, oder der berühmte hebräischen Buchdrucker Gerson ben Salomon Cohen Katz (1475–1541?), und viele weitere Gelehrte.

Bekannt sind die Versuche der Habsburgerherrscherin Maria Theresia, die Juden aus Prag zu vertreiben. Die Toleranz ihres Sohnes Josef II. haben die Ansässigen dann, wie kaum woanders im Habsburgerreich, gewürdigt und gleich das ehemalige Ghetto nach ihm benannt: *Josefstadt*. Es sollte noch fast ein Jahrhundert dauern, bis die bürgerliche Gleichstellung kam, die Juden die Josefstadt verliessen und die alten, niedrigen, auffälligen Behausungen Patrizierzinshäusern weichen mussten. Diese prägen das Viertel heute noch. Dennoch sind alle öffentlichen Einrichtungen des jüdischen Prag baulich bewahrt: die *Reichspogromnacht* vom 9. auf den 10. November 1938 hatte bereits ein halbes Jahr vor der Besetzung der Tschechoslowakei im März 1939 stattgefunden, und die kommunistische Abrisswut traf vor allem die kleineren Städte am Lande.

Die jüdische Geschichte Prags ist mit der Wiens kaum vergleichbar. In Prag gab es bis zur Naziherrschaft Familien, die dreihundert Jahre ohne Unterbrechung in der Stadt an der Moldau gelebt hatten. Wir sprechen hier nicht von privilegierten *Hoffaktoren*, sondern es waren Familien wie die Kisch, Kuh, Werfel und Utitz, deren letzte Generationen alle in die Kulturgeschichte eingegangen sind. Sämtliche dieser Familien sind bis in die Zeit Rabbi Löws zurück nachweisbar. Und anders als in Wien kamen die Neuankömmlinge nicht von weither, sondern aus den zahlreichen böhmischen Landge-

meinden. So stammte etwa die Familie des Schriftstellers Leo Perutz (1882 - 1957) aus dem nahen Rakovník (dt. Rakonitz), Kafkas Vater aus dem südböhmischen Osek (dt. Osek, Kreis Strakonice), die Mutter Julie Löwy aus der Kurstadt Poděbrad. Anfänglich lebten die Kafkas noch mitten im verwinkelten, auffälligen Ghetto, aber Franz (1883 - 1924) wurde bereits in einem ansehnlichen Haus, das gerade am Übergang von der Christen- zur Judenstadt steht, geboren. Seine *Bar Mizwah* erhielt er in der *Zigeuner-Synagoge*, die bald danach abgebrochen und durch ein Patrizierhaus ersetzt wurde. Dieses gehörte den Kafkas und befindet sich nach zweifacher Enteignung wieder im Familienbesitz. Die tatkräftigen Menschen vom Schlege des Kafka-Vaters haben Franz' Kindheitswelt des Ghettos praktisch völlig zum Verschwinden gebracht.

Erste tschechoslowakische Republik

Gleich nach der Gründung der Tschechoslowakei kam es in der mährischen Stadt Holešov (dt. Holleschau) zu einem Pogrom mit zwei Toten. Auch Prag wurde von judenfeindlichen Ausschreitungen nicht verschont - die heftigste fand im November 1920 statt. Vor allem die Universitäten wurden zu Austragungsorten tschechisch-deutscher, nationaler Kämpfe, in denen meistens Dritte zu Sündenböcken gemacht wurden: die Juden. Tschechische Nationalisten bezichtigten sie, die Sache der Deutschen zu unterstützen, und für die Deutschen waren sie Opportunisten und Verräter nationaler Symbole. Auf Hermann Kafkas Geschäftspapier hopste bis 1918 die Dohle (tschechisch: Kavka), das Firmenlogo, noch auf einem deutschen Eichenzweig herum, danach auf dem Zweig einer Linde - des tschechischen Nationalbaums. Sein Sohn Franz, der fliessend Tschechisch beherrschte und der Geliebte von Milena Jesenská war, notiert dennoch: „Tüchtig, fleissig und gründlich verhasst bei den anderen. Juden und Deutsche sind Ausgestossene.“

Der tschechische Oberbürgermeister des modernen Prag, Karel Baxa (1863 - 1938), liess die Ausschreitungen mit einem gewissen Wohlgefallen geschehen, hatte er sich doch schon früh bei seiner anwaltlichen Tätigkeit gegen Leopold Hilsner (1876 - 1928) als radikaler Antisemit ausgewiesen. Sein Gegenpol war damals der erste Präsident der Tschecho-

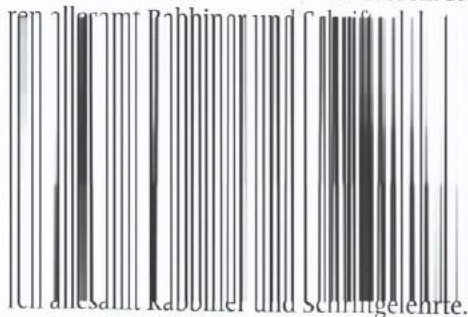
PESSACH

Das jüdische Pessachfest, das wir zwischen dem 15. und 22. Tag des jüdischen Monats Nissan begehen, steht an erster Stelle unserer biblischen Wallfahrtsfeste. Zur Zeit, als das Heiligtum, der Beit Hamikdasch in Jerusalem, der Hauptstadt des jüdischen Staates, noch bestand, pilgerten unsere Vorfahren mit ihren Opferlämmern aus allen Teilen des Heiligen Landes dahin und manche sogar aus der Diaspora, nur um dieses Fest miteinander begehen zu können.

Das Pessachfest setzt der Natur des „gelobten Landes“ ein Denkmal, denn um diese Zeit reift die Gerste im Heiligen Land. Zugleich ist es aber auch das Fest der Befreiung aus der Knechtschaft und die Geburtsstunde des jüdischen Volkes.

Seit der Zerstörung unseres Heiligtums in Jerusalem im Jahre 70 n.d.Z., also vor fast 2.000 Jahren, verlagern sich die Szenen des Pessachfestes in den häuslichen Bereich und in die Synagogen. So erzählen und berichten wir selbst am feierlich gedeckten Tisch aus dem Büchlein *Haggada*, das eigens für dieses Fest über Jahrhunderte, von vielen namenlosen und einigen namhaften Gelehrten zusammengestellt worden ist, über unsere Vergangenheit. Die *Haggada* beinhaltet die Erzählung und Handlungsanweisung für den *Sederabend* am *Erew Pessach*, dem Vorabend des Festes der Befreiung unserer Ahnen aus der ägyptischen Sklaverei. Sie beinhaltet exegetische Anmerkungen zu der biblischen Geschichte des Auszuges unserer Vorfahren aus Ägypten. Neben der langen und wechselvollen Geschichte der Israeliten werden öfters kurze, charakteristische Episoden erzählt, wie diese:

Es geschah einst, dass Rabbi Elieser und Rabbi Jehoschua, Rabbi Elasar ben Asarja, Rabbi Akiba und Rabbi Tarfon beim Pessachmahl in der Stadt Bnei-Brak beisammen sassen. Sie wa-

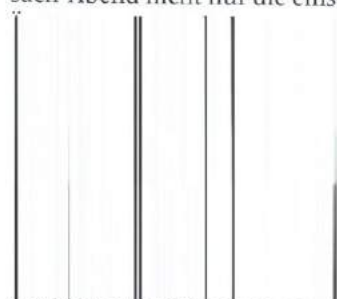


... Rabbiner und Schriftgelehrte.

So mutet es nicht als Wunder an, dass sie während des Festmahls und auch nachher so intensiv, vertieft über den einstigen Auszug aus der Sklaverei der Ahnen diskutierten, dass sie gar nicht merkten, als der Morgen anbrach. Bis ihre Schüler vor ihnen standen und ihnen sagten: Meister, es ist Zeit, das Morgengebet zu sprechen...

Wer könnte uns heute den Grund nennen, warum die Verfasser der *Haggada* gerade diese Begebenheit verewigt hatten. Vielleicht wegen der Zusammensetzung dieser erlesenen Tischgemeinschaft? Rabbi Elieser war eine anerkannte Autorität – in seiner Zeit gegen Ende des 1. Jahrhunderts nach unserer Zeitrechnung. Rabbi Jehoschua war gemäss der Überlieferung dagegen ein einfacher Handwerker, ein Schmied, aber berühmt durch vielerlei *Tora*-Kenntnisse, sowohl aus der Heiligen Schrift, wie auch auf dem Gebiet der Astronomie. Rabbi Elasar ben Asarja war „adeliger“ Abstammung. Rabbi Tarfon, der Gelehrte mit dem griechischen Namen, war ein Nachkomme von Priestern des zerstörten Tempels in Jerusalem. Und schliesslich Rabbi Akiba, der in jungen Jahren Schafhirte war und ziemlich spät seinen Bildungsweg fand. Dennoch wurde er ein anerkannter und mutiger Lehrer und Meister. Es könnte unter den Gründen, diese Episode zu bewahren, auch eine Rolle gespielt haben, dass drei der zuvor genannten Lehrmeister keineswegs nur Theoretiker waren, sondern etwas später auch aktive Widerstandskämpfer, und zwar im *Bar-Kochba-Aufstand*, im 2. Jahrhundert n.d.Z. gegen die römischen Besatzer des Heiligen Landes, gegen Rom.

Nach der Niederlage wurden sie von den Römern grausam hingerichtet. Und weil das so war, konnte es möglich sein, dass sie an diesem Pessach-Abend nicht nur die einstige Erlösung aus



Ägypten erortert haben, sondern auch die zukünftige Erlösung durch den Kampf gegen die fremde Besatzungsmacht im Heiligen Land, gegen die Legionen Roms.



Bundespräsident
Alexander Van der Bellen

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser!

Ich wünsche Ihnen
friedliche und fröhliche Pessachfeiertage!

Zugleich möchte ich der Redaktion des DAVID
ganz herzlich zum 30jährigen Bestehen gratulieren.

Der DAVID hat sich längst seinen Platz als anerkannte Kulturzeitschrift
in der österreichischen Medienlandschaft geschaffen.
Fundierte Berichte über jüdische Bräuche und Riten gehören ebenso zum Themenspektrum
wie Beiträge über Geschichte, Architektur, Literatur und interessante Persönlichkeiten.
So wird in dieser Ausgabe auch Gotthold Ephraim Lessing,
Schriftsteller der Aufklärung, gewürdigt.

Ich sehe dies als passenden Beitrag zum Pessachfest,
dem Fest der Befreiung und der Emanzipation.

Heute sprechen wir von Grund- und Freiheitsrechten, von Menschenrechten,

die die Sicherheit und Würde aller Menschen gewährleisten sollen,
egal, ob sie der Mehrheit oder einer Minderheit angehören.

Ich bin der vollsten Überzeugung,
dass wir nur wirklich frei sein können,
wenn diese Grund- und Freiheitsrechte jeden Tag gelebt werden.

Ich wünsche Ihnen nochmals alles Gute zu Pessach
und schöne Stunden mit Ihren Familien und Freunden!

A. Van der Bellen

